

Book reviews

Autor(en): **Glaus, Beat / Keller-Schnider, Hans Urs / Ineichen, Robert**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences**

Band (Jahr): **58 (2001)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Book Reviews

Acta Historica Astronomiae. Im Auftrag des Arbeitskreises Astronomiegeschichte in der Astronomischen Gesellschaft hrsg. von Wolfgang R. Dick und Jürgen Hamel. Frankfurt am Main, Verl. Harri Deutsch. ISSN 1422–8521. **Vol. 5:** Beiträge zur Astronomiegeschichte, Band 2, hrsg. von W. R. Dick und J. Hamel. 1999. 225 S. Ill. DM 32.–. ISBN 3-8171-1590-3. – **Vol. 6:** Treasure-hunting in astronomical plate archives. Proceedings of the International Workshop held at Sonneberg Observatory, March 4 to 6, 1999. Ed. by P. Kroll, C. la Dous, H.-J. Bräuer. 1999. 266 S. Ill. DM 38.–. ISBN 3-8171-1599-7. – **Vol. 7:** Erhard Weigel – 1625 bis 1699, barocker Erzvater der deutschen Frühaufklärung. Beiträge des Kolloquiums anlässlich seines 300. Todestages am 20. März 1999 in Jena, hrsg. von R. E. Schielicke, K.-D. Herbst und St. Kratochwil. 1999. 172 S. Ill. DM 28.–. ISBN 3-8171-1600-4.

In der schönen neuen Schriftenreihe pflegen bis dato Aufsatzsammlungen mit monographisch konzipierten Broschüren abzuwechseln. So ist **Heft 7** Professor *Erhard Weigel* (1625–1699) gewidmet, einem ausserhalb Jenas wenig mehr bekannten, aber wissenschaftshistorisch nicht unwichtigen Mathematiker und Astronomen. Der einleitende Übersichtsbeitrag führt Weigels zahlreiche Erfindungen und Universitätsvorlesungen auf, andere zeigen den Pädagogen, Kalenderreformer und gewiegten Astrometer, ferner Karrierestufen sowie Beziehungen zum Berliner Astronomen Gottfried Kirch (1639–1710) und zum Plauener Pfarrer Georg Samuel Dörffel (1643–1688). Für eine möglichst komplette Bibliographie der Veröffentlichungen muss man allerdings Poggendorff bemühen ...

Heft 6 präsentiert (auf englisch) Vorträge eines «Workshops». Zwar nicht über konventionelle Spielzeuge, für die das thüringische Sonneberg in der Willkommensadresse gerühmt wird, sondern (s.v.v.!) – über modernes «Computerspiel», um damit altes Wissen zu aktualisieren. Dies wurde in fünf Sessionen anhand von durch Scanning, Digitalisierung, Daten-Komprimierung und -Speicherung aufbereiteten *astrophotographischen Dokumentationen* demonstriert. Insgesamt werden 12 grössere und 23 weitere Sammlungen erwähnt (Zürich fehlt). Der Archivar wird ein Register vermissen, welches diese mit den bedeutsamen Aktualisierungen koordinierte – und damit dem Heft auch noch einigen Handbuchcharakter gäbe.

Heft 5 vereinigt elf meist kürzere *Beiträge zur Astronomiegeschichte*. Eine verdienstvolle (leider nicht abschliessende) chronographische Polemik gegen H. Illigs sogenannt Erfundenes Mittelalter eröffnet den Band. Wohl kommentierte Briefe Tycho Brahes an den Görlitzer Bürgermeister und Astronomen Scultetus (1540–1614) vermitteln interessante Einblicke in die astronomische Problematik der Epoche. Anschliessend wird gezeigt, wie der Kasseler Astronom Christoph Rothmann (1550–1605?) schon um 1585 anhand aktueller Himmelserscheinungen die traditionelle «Vorstellung fester Himmelsphären» erstmals «ausdrücklich» durchbrochen

habe. Zwei Autoren orientieren über eine im 18. Jahrhundert geplante sowie die laufende Kepler-Edition, weitere über Fernrohre im frühen Sachsen-Gotha, über Zachs Seeberger Kongress von 1798, Argelanders finnische Karriere, die Zusammenarbeit des Astronomen Heinrich Bruns (1848–1919) mit Zeiss sowie, in Folge, über Bessel und die Königsberger Sternwarte. Es folgen: der Hinweis auf ein neueres Rostocker Relief Tycho Brahes, Nekrologe (so der der deutsch-peruanischen Astroarchäologin Maria Reiche, 1903–1998), einige Rezensionen, die bedenkenswerten Kurzbiographien der Autoren, Korrigenda und das Inhaltsverzeichnis der Vorgängerhefte. – Der Wissenschaftshistoriker wird diese Schriftenreihe zu schätzen und den Herausgebern für ihr verdienstvolles Werk zu danken wissen!

Beat Glaus, Zürich

La actividad científica Valenciana de la ilustración. J. M. López Piñero, V. Navarro Brotóns, M. L. López Terrada, J. R. Bertomeu Sanchez, A. García Belmar, F. Jerez Moliner. Valencia, Diputació de València, 1998. 2 vol. Ill. ISBN 84-7795-150-0.

Die beiden grossformatigen Bände sind ein ausführliches Nachschlagewerk der naturwissenschaftlichen, mathematischen und medizinischen Publikationen und von entsprechendem Bildmaterial aus Valencia aus der Zeit der Aufklärung. Der erste Band beginnt mit einer brillanten Einführung in die bearbeitete Zeitepoche und die wissenschaftlichen Probleme bei der Aufarbeitung des umfangreichen Materials durch López Piñero und Navarro Brotóns, es folgen dann die nach Autoren alphabetisch geordneten Texthinweise und schliesslich eine Auswahl von eindrücklichen, qualitativ hochstehenden Bilddokumenten. Der zweite Band ist der lexikalisch ausgearbeiteten Präsentation des umfangreichen Bildmaterials gewidmet, wiederum nach Autoren geordnet, mit einer sorgfältigen Biographie, bibliographischen Querweisen und den detaillierten ikonographischen Daten der einzelnen Bilddokumente.

Der Rezensent staunt über das ausgedehnte bibliographische und ikonographische Material, das aus gut 100 Jahren medizinischer Wissenschaftsgeschichte aus Valencia äusserst sorgfältig und systematisch zusammengetragen und dokumentiert wurde, ebenso aber auch über die finanziellen Mittel, die für das grosse Projekt zur Verfügung stehen mussten, um das Werk in dieser bibliophilen Ausstattung herausgeben zu können. Allerdings fragt er sich auch, ob am Ende des 20. Jahrhunderts das Buch das ideale Medium zur Veröffentlichung des umfangreichen Materials ist. Während der einführende Text und die ikonographische Dokumentation sicher in der vorliegenden Form ideal publiziert sind, könnten die biblio- und ikonographischen Materialien sehr wohl auch in einer beizulegenden CD-ROM veröffentlicht werden. Da dieses Material (das immerhin rund zwei Drittel der beiden Bände ausmacht) *nicht zum Lesen, sondern zum Suchen und Bearbeiten* verwendet wird, wäre diese Publikationsart zusammen mit einer entsprechenden Suchhilfe deutlich benutzerfreundlicher. Möglicherweise könnten dadurch auch finanzielle Mittel eingespart werden, die allenfalls in die Publikation weiteren Bildmaterials investiert werden könnten, was den Informationswert für den Leser und Betrachter noch erhöhen würde.

Hans Urs Keller-Schnider, Deitingen

Artmann, Benno: **Euclid – The creation of mathematics**. New York etc., Springer, 1999. XVI, 343 S. Ill. DM 98.-; SFr. 89.50. ISBN 0-387-98423-2.

Ein Buch, nicht nur für Mathematikstudenten und Lehrer der Mathematik, sondern ebenso für jeden Liebhaber der Mathematik, vor allem wenn er sich auch noch um die historischen Belange interessiert! In der Tat gelingt es dem Autor, der in den letzten beiden Jahrzehnten zahlreiche Arbeiten über die griechische Mathematik publiziert hat, ganz ausgezeichnet, den Leser nicht bloss in die *Elemente* von Euklid einzuführen; er zeigt ihm gleichzeitig auch, wie sich daraus – und natürlich noch aus anderen Quellen – im Laufe der Zeit verschiedene Gebiete unserer heutigen Mathematik entwickelt haben.

Das Buch beginnt mit einigen historischen Bemerkungen und einer knappen Übersicht über die dreizehn «Bücher» (Kapitel), die in ihrer Gesamtheit eben die *Elemente* Euklids bilden. Anschliessend geht der Autor auf die einzelnen Bücher ein: Von jedem Buch beschreibt er zunächst den Inhalt und den Aufbau. Dann folgen meist einige wichtige und typische Definitionen. Sie werden (in englischer Übersetzung) genau nach den massgebenden Euklidausgaben dargeboten und einlässlich kommentiert. Anschliessend werden einige besonders wichtige Lehrsätze zusammen mit den Beweisen von Euklid wiedergegeben und wenn nötig noch zusätzlich erläutert. Bevor nun das nächste Buch in dieser Art an die Reihe kommt, wird unter dem Titel «The Origin of Mathematics» jeweils dargestellt, was sich aus diesen Grundlagen weiterentwickelt hat und was gegebenenfalls vom heutigen Standpunkt aus noch dazu zu sagen ist. So findet man zum Beispiel im Anschluss an das erste Buch, das die elementare Geometrie bis zum Satz von Pythagoras darstellt, interessante Ausführungen über «Parallels and Axioms» und zu «Pythagoras of Samos». Oder nach dem vierten Buch, in welchem reguläre Polygone behandelt werden, wird eine Betrachtung über «The Birth of Rigor» eingefügt und unter dem Titel «Polygons after Euclid» wird die weitere Entwicklung dargestellt: What we missed in Book IV – What Euclid Knew – What Archimedes Did – What Gauss Proved – How Gauss Did It – The Moral of the Story – What Plotinus Has to Say About All This.

Es ist nicht möglich, hier alle dreizehn Bücher samt den zugehörigen überaus wertvollen, sehr leserfreundlich geschriebenen zusätzlichen Abschnitten anzuführen. Aber es soll noch festgehalten werden, dass das vorliegende Werk wirklich das bringt, was der Titel verspricht: Es wird nicht nur eine Einführung in den Euklid gegeben, sondern es wird dazu auch «The creation of Mathematics» dargestellt. Und dies alles in einer gut lesbaren, mit klaren Zeichnungen und weiteren guten Illustrationen versehenen Darstellung, die zudem sehr kurzweilig zu lesen ist und in jedem Kapitel zum Weiterlesen anregt. – Das Buch ist in einem leicht verständlichen Englisch geschrieben; trotzdem möchten wir dem Verlag die Anregung unterbreiten, dieses schöne Buch im Hinblick auf eine mögliche Verwendung im Unterricht auch in deutscher Übersetzung herauszugeben.

Robert Ineichen, Fribourg/Luzern

Bremer, G. J: **Hora est. Proefschriften van huisartsen 1900–1995**. Rotterdam, Erasmus, 2000. 256 p. Ill. Hfl. 59.50. ISBN 90-5235-147-3.

Dieses Buch, basierend auf der Dissertation des Autors, analysiert die Themen von vierhundert in der Zeit von 1900 bis 1995 entstandenen Doktorarbeiten von Hausärzten. Es zeigen sich dabei Einflüsse von zeitgenössischen wissenschaftlichen Entwicklungen in der Medizin, auch von neuen Erkenntnissen über Krankheitsprozesse und deren Behandlung.

Bremer unterscheidet bei diesen Dissertationen neun thematische Gruppen: Infektionskrankheiten (51), Geschichte der Medizin (37), Herz- und Gefäßkrankheiten (35), Bevölkerung (26), Psychiatrie (25), Geburtshilfe (23), Ernährung (21), Zusammenarbeit (18), Organisation der Sanitätsbehörden (18). Die restlichen Arbeiten waren zu vorklinischen Themen oder dann waren die Autoren promoviert, ehe sie als Hausärzte tätig wurden.

Bei den Infektionskrankheiten war selbstverständlich die Tuberkulose ein vorherrschendes Thema, bei den Herz- und Gefäßkrankheiten bekam erst nach 1977 die Hypertension als Dissertationsthema mehr Gewicht. Die Arbeiten über präventive Untersuchungen bei der Bevölkerung waren noch nicht sehr strukturiert. Psychiatrische Befunde wurden von den Hausärzten nicht eingehend studiert und psychosomatische Beschwerden wurden von ihnen vor dem Zweiten Weltkrieg nicht als solche erkannt. In der Geburtshilfe spiegelt sich die Zusammenarbeit der Ärzte mit den Hebammen; allerdings nahm die Erfahrung der Hausärzte in diesem Gebiet eher ab, da die meisten Entbindungen heute im Spital stattfinden. Diätetische Konzepte traten seit 1935 an Stelle der früheren Ernährungsfragen. Die Zusammenarbeit zwischen Hausärzten («hometeams») und den verschiedensten Instanzen (Behörden, Organisationen) hat sich geändert, ebenso die Organisation und Aufgaben der Gesundheitsbehörden (etwa zu sozialen Fragen wie z.B. die Arbeitsfähigkeit).

Der Autor achtete auch auf die zitierte Literatur und die sprachliche Form der Dissertationen. Dabei zeigte sich, dass die bibliographischen Referenzen im Verlaufe der Zeit zunahmen und englische Veröffentlichungen am meisten zitiert wurden, während Angaben aus deutschen und französischen Werken abnahmen. Das Buch enthält viele nützliche Informationen, so dass es fast wie ein Nachschlagewerk benutzt werden kann. Es ist zudem schön gedruckt und in gepflegter Ausgabe erschienen.

Antonie M. Luyendijk-Elshout, Oegstgeest (NL)

Caelius Aurelianus. – Mudry, Philippe: **Le traité des *Maladies aiguës* et des *Maladies chroniques* de Caelius Aurelianus**. Nouvelles approches. Actes du colloque de Lausanne 1996. Textes réunis et édités par Philippe Mudry avec la collaboration de Olivier Bianchi et Daniela Castaldo. Nantes, Université de Nantes, Faculté de Lettres et Sciences humaines, 1999. IV, 381 p. (Centre Caelius, Pensée médicale et tradition). FFr. 200.– ISBN 2-86939-148-X.

Der aus Sicca Veneria (heute Le Kef, Tunesien, 170 km südlich von Karthago) stammende Mediziner Caelius Aurelianus zählt zu den unbekanntesten Gestalten der Spätantike. Kein einziges Datum seines Lebens ist bekannt. Ein Vergleich seiner erhaltenen Werke mit Cassius Felix legt jedoch – mit aller in diesen Fragen gebotenen

Vorsicht – eine Datierung ins 4. Jh. n.Chr. nahe. Neben den in Latein geschriebenen, fragmentarisch überlieferten *Medicinales Responsiones* (3 Bücher zu diätetischen Fragen) und *Gynaecia* ist sein Hauptwerk seine 8 Bücher umfassende Darstellung der akuten und chronischen Erkrankungen, der sich hauptsächlich der vorliegende, von Ph. Mudry herausgegebene Band widmet. Die Tagung, aus der der Band hervorgegangen ist, trägt dem in den letzten Jahren gestiegenen Interesse an Caelius Aurelianus Rechnung, das insbesondere durch die Edition der nosologischen Schrift durch G. Bendz im *Corpus Medicorum Latinorum* (1990, 1993) ausgelöst wurde. Der Tagungsband gibt in den zwölf Beiträgen einen hervorragenden Überblick über den derzeitigen Forschungsstand und wird sicherlich für die nächsten Jahre den Rang eines Handbuchs zu Caelius Aurelianus beanspruchen können.

Behandelt werden philologische Probleme: Fragen der Struktur (F. Stock, «Struttura e modelli dei trattati di Celio Aureliano», 1ff.) und der Überlieferung und Rezeption (K.-D. Fischer, «Bisher unberücksichtigte Handschriftenfunde zur Überlieferung der Werke des Caelius Aurelianus», 141ff.; J. Pigeaud, «Caelius après Caelius: survie ou renaissance?», 309ff.) sowie der Textkritik (I. Garofalo, «Deux émendations à Caelius Aurelianus», 343ff.). Einen grossen Raum nimmt Caelius' Würdigung in medizinhistorischer Hinsicht ein, vor allem unter dem Aspekt der oft und kontrovers diskutierten Frage der Abhängigkeit von Soranos (I. Mazzini, «Elementi Celiani in Celio Aureliano», 27ff.; M. E. Vázquez Buján, «La nature textuelle de l'œuvre de Caelius Aurelianus», 121ff.), und im Blick auf seinen Umgang mit medizinischen *termini technici* (A. M. Urso, «Il vocabolario nosologico di Celio Aureliano fra tradizione e innovazione», 213ff.) und seinen Stil (Ph. Mudry, «Caelius écrivain. Essai d'évaluation d'un style», 291ff.). Von besonderem Interesse unter kultur- und geistesgeschichtlichen Gesichtspunkten für jeden, der sich mit der Spätantike befasst, sind die Beiträge, die Caelius' Stellung in der medizinischen und methodologischen Tradition behandeln (Ph. J. van der Eijk, «The methodism of Caelius Aurelianus: some epistemological issues», 47ff.; H. von Staden, «Caelius Aurelianus and the hellenistic epoch: Erasistratus, the Empericists, and Herophilus», 85ff.; D. Gourevitch, «Cherchez la femme», 177ff.; M. Horstmannshoff, «Les émotions chez Caelius Aurelianus», 259ff.). Der Band ist hervorragend erschlossen durch ein Stellenregister und ein Schlagwortregister.

Bernhard Zimmermann, Freiburg (D)

Dahlemer Archivgespräche, für das Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft hrsg. von Eckart Henning. Bände 1–4. Berlin, 1996–1999. ISSN 1431-6641.

Sie wurden 1994 zu Berlin im archiveigenen Otto-Warburg-Haus (vormals Institut für Zellphysiologie) «ingerichtet». Der Gedankenaustausch der Wissenschaftshistoriker und Archivbenutzer sollte damit vier–fünfmal jährlich institutionalisiert werden. «Mit anderer Zielsetzung» lebten so die *Wissenschaftshistorischen Kolloquien* wieder auf, die von 1977 bis 1991 in Ostberlin abgehalten und dort meist auch veröffentlicht worden waren; ihre Bibliographie findet sich (etwas verschämt?) «im Anhang» von Heft 1. Die neue Dahlemer Unternehmung möchte im übrigen «weiterer Absonderung der Wissenschaftsgeschichte von der allgemeinen Geschichte entgegenwirken». Begonnen wurde «mit Information und Bestandesbeispielen aus dem gastgebenden Archiv». Es schloss sich die wissenschaftshistorische (desillusionie-

rende) Würdigung der Metapher «Dahlem, ein deutsches Oxford» an. Dem Verhältnis der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft KWG (wie die Max Planck Gesellschaft MPG bis nach 1945 hiess) zur Preussischen Akademie der Wissenschaften ist ein dritter Beitrag gewidmet (alle in Heft 1). Im fernerem Verlauf aber sind die strikte KWG- oder MPG-bezogenen Referate eher selten. Hervorheben möchte ich Annette Vogts Untersuchung über den Frauenanteil der KWG (in Heft 2). In der «Chefetage», bei den Wissenschaftlichen Mitgliedern, brachten es die drei einzigen Frauen: Lise Meitner, die Hirnforscherin Cécile Vogt (1875–1962) und die Physikerin Isolde Hauser (1889–1951), ihrerzeit immerhin auf 3,12, ja kurzzeitig sogar auf 5% (während die fünf weiblichen Wissenschaftlichen Mitglieder der MPG 1997 nur mehr 2,17% ausmachten ...). Etwas besser sieht die Bilanz bei den KWG-Abteilungsleitungen (insgesamt 11 Frauen) und den nachfolgenden Chargen aus (von Assistenz bis Doktorat). Ein Hauptteil der Darbietungen ist verständlicherweise Berliner Themen gewidmet; ich führe drei Beispiele an: Burghard Weiss' Vortrag über ein AKW-Projekt des Kalten Krieges (in Heft 1), Hannelore Bernhards Kurzbericht über die 1980–1994 erschienenen «Beiträge zur Geschichte der Humboldt-Universität» (in Heft 3) sowie Michael Engels Bemerkungen zur lokalen Wissenschaft vor der Napoleonischen Katastrophe (in Heft 4). Die meisten Berolinensia der vier Hefte aber umranken Biographien sowohl berühmter als auch eher «vergessener» Persönlichkeiten: vom Astronomen Archenhold (1861–1939) und dem Geodäsie-Pionier Johann Jacob Baeyer (1794–1885) über Einstein, Haber und Planck bis zum Physiker Emil Warburg (1846–1931) und zum Physiologen Hans Heinrich Weber (1896–1974). Mehrere Abhandlungen haben medizinhistorischen Einschlag: So Rolf Winaus «Johann Goercke (1750–1822) und die Gründung der Pépinière» (in Heft 1) oder Manfred Stürzbechers über den umstrittenen Leibarzt König Friedrich Wilhelm des I., Andreas Gundelshausen (ca. 1668–1715). Alles Dargebotene ist gehaltvoll und informativ, so dass man die *Dahlemer Archivgespräche* mit Gewinn konsultieren wird!

Beat Glaus, Zürich

Delahaye, Jean-Paul: **Pi – die Story**. Aus dem Französ. von Manfred Stern. Basel, Boston, Berlin, Birkhäuser, 1999. 271 S. Ill. DM 49.80; SFr. 44.–. ISBN 3-7643-6056-9.

Der «lockere Titel», *π – die Story*, könnte Interessenten leicht in die Irre führen: Eine unbeschwerte Plauderei über π , das man ja eigentlich schon von der Schule her kennt? Eine Sammlung von Kuriositäten? Oder vielleicht Computerspielereien, um noch mehr Stellen dieser Zahl zu erjagen? Falsch! Der französische Titel der Originalfassung sagt da doch etwas mehr: *Le fascinant nombre π* . In der Tat: Das vorliegende Buch bringt eine ungeheure Vielfalt von interessanten, von faszinierenden Eigenschaften der Zahl π und zeigt ausserdem die Bedeutung dieser Zahl für so viele andere Gebiete der Mathematik. In den einzelnen Kapiteln folgt die Darstellung in der Regel dem *Gang der Geschichte*. Die Forscher, die die einzelnen Stufen der Entwicklung erklommen haben, werden erwähnt, meist mit Bild; das ausführliche Literaturverzeichnis liefert die notwendigen Präzisierungen. Die Ausführungen sind in einem einladenden, fröhlichen Ton gehalten; leicht lesbare Kapitel wechseln mit anspruchsvolleren. Gute, farbige Abbildungen erleichtern das Verständnis. Ein Buch, das nicht nur Mathematikhistoriker, sondern auch Mathematiker und Freunde der Mathematik zur Lektüre einladen kann!

Das Eröffnungskapitel «Erste Begegnungen» erinnert zunächst an das Auftreten von π in der Schulgeometrie und in der Physik, bringt aber bald auch abstraktere Definitionen von π in der höheren Mathematik und orientiert zudem über experimentelle Methoden der π -Bestimmung, so z.B. über das Buffonsche Nadelproblem; jeweils mit Beweisen, wie überall im Buch, wo die Beweise oder wenigstens die Beweisideen einigermaßen elementar dargestellt werden können.

Verwickeltes und Unterhaltsames rund um π wird man selbstverständlich im vorliegenden Buch auch erwarten: Das Kapitel «Merkwürdigkeiten und Kuriositäten» wird den Leser in dieser Hinsicht nicht enttäuschen.

«Die Geschichte von π zur Zeit der Geometrie» orientiert dann zunächst über das «Vorleben» dieser Zahl in den alten Hochkulturen, weiter über die Quadratur des Kreises, über Näherungswerte und Näherungskonstruktionen und schliesst mit der isoperimetrischen Methode von Descartes. – Auf unendliche Produkte, unendliche Summen und unendliche Brüche stösst der Leser im Abschnitt «Die Geschichte von π zur Zeit der Analysis»: Hier treten natürlich Wallis, Gregory, Leibniz, Newton, Stirling, Machin und Euler auf. Dabei sind auch die Beweise der Formeln von Wallis und von Stirling vollständig angegeben; in andern Fällen sind oft nur die ganz wesentlichen Schritte eines Beweises skizziert.

Der Herrschaft des Arcus tangens begegnen wir im Kapitel «Von handschriftlichen Rechnungen bis zum Zeitalter der Computer»; wir stossen dabei auch auf die effizientesten unter den arctan-Formeln. – «Die praktische Berechnung von π » beginnt mit der Darstellung von allgemeinen praktischen Prinzipien bei der Berechnung von π , zeigt, wie man etwa eine Reihe von Euler klug nutzen kann, und schliesst mit Überlegungen zur Beschleunigung der Kongruenz. Dieses Kapitel und das darauffolgende «Lebendige Mathematik» zeigen die Geschichte der Suche nach immer effizienteren Verfahren – übrigens eine sehr erfolgreiche Suche dank der Fortschritte in der Theorie und der grossen Vervollkommnung der Computer und der Software. Entdeckungen der experimentellen Mathematik werden unter dem Titel «Die Berechnung individueller Ziffern von π » dargestellt.

Natürlich darf in einem solchen Buch ein Kapitel «Ist π transzendent?» nicht fehlen; es schliesst mit Ausführungen über die mit Zirkel und Lineal konstruierbaren Figuren und dem Beweis der Transzendenz von e und π : eine Darstellung, die sicher mindestens gestattet, einen Blick auf die «globale Architektur des Beweises» zu werfen! Der eigentliche Textteil des Buches schliesst unter der Überschrift «Ist π eine zufällige Zahl?» mit Ausführungen über Ungeordnetheit und Komplexität, somit also mit Einblicken in die Mathematikgeschichte der neuesten Zeit.

Abschliessend folgen noch Tabellen, Formeln, Konstruktionen von Näherungswerten für π , Ergänzungen zu den vorangehenden Kapiteln, Zehntausend Dezimalen von π (!), Zehntausend Binärziffern von π , π in verschiedenen Basen, Angaben zu den einschlägigen Internetseiten, Literatur- und Stichwortverzeichnisse. – Eine ziemlich umfassende und sehr spannend geschriebene π -Monographie!

Robert Ineichen, Fribourg/Luzern

Descartes. – Aucante, Vincent: **Descartes – écrits physiologiques et médicaux**. Présentation, textes, traduction, notes et annexes de Vincent Aucante. Paris, Presses Universitaires de France, 2000. 287 p. Ill. (Epiméthée). FFr. 298.–; Euro 45.43. ISBN 2-13-050623-2.

Die vorliegende Edition umfasst Textfragmente René Descartes' zur Embryologie und zur Therapie. Dabei handelt es sich um eine Auswahl aus den «Cogitationes circa generationem animalium» und den «Excerpta anatomica», einen Brief Descartes' an Regius vom Dezember 1641, die zwei letzten Abschnitte aus der «Description du corps humain» und die «Remedia et vires medicamentorum». Die Texte folgen im allgemeinen der Werkausgabe von Adam und Tannery, berücksichtigen aber auch frühere Editionen bzw. Manuskripte. Die lateinischen Schriften wurden erstmals in das moderne Französisch übersetzt. Die grösste Leistung des Herausgebers besteht jedoch in der inhaltlichen Gruppierung der embryologischen Fragmente, die unter zusätzlicher Berücksichtigung der Korrespondenz Descartes' datiert und chronologisch angeordnet werden konnten. Das Gruppierungskriterium bildete die Reihenfolge, in der sich die ersten Organe des Embryos bildeten. Zwischen 1630 und 1632 entstanden zunächst Fragmente aus den «Cogitationes» und «Exzerpta», in denen Descartes nach dem Vorbild eines hippokratischen Textes und unter dem Einfluss von Fernel und Fabricius das Gehirn als erstes Organ bezeichnete. Für einige Jahre scheint Descartes das Thema dann aufgrund seiner Komplexität nicht weiterverfolgt zu haben. Eine zweite Fragmentgruppe stammt aus dem Jahr 1637. Sie unterscheidet sich von der ersten dadurch, dass Descartes hier die galenistische These des Arantius von Lunge und Leber als ersten Organen mechanistisch reinterpretierte. In der Folge beschäftigte sich Descartes wiederholt mit embryologischen Themen, etwa in dem edierten Brief an Regius 1641. In der «Description du corps humain», die entgegen bisherigen Annahmen wohl schon 1638 vollständig fertiggestellt war und 1648 einer erneuten Redaktion unterzogen wurde, orientierte sich Descartes schliesslich an der aristotelischen Vorstellung vom Herzen als erstem Organ. Zur medizinischen Therapie hat sich Descartes in seinen Werken kaum geäussert. Dementsprechend klein ist der Anteil therapeutischer Fragmente. Er besteht fast ausschliesslich aus den auf 1628 datierten «Remedia et vires medicamentorum». Mangels besserer Alternativen akzeptierte Descartes die zeitgenössischen Methoden wie Bäder, Aderlässe und Purgieren. Im übrigen vertraute er auf die Heilkraft der Natur. Die edierten Texte und Übersetzungen sind mit ausführlichen Einleitungen zur Embryologie und Therapie versehen. Der reichhaltige Anmerkungsapparat stellt vielfältige Bezüge zur zeitgenössischen Diskussion her. Er wird ergänzt durch Anhänge zu den Themen Urzeugung, Einheit von Seele und Körper, Impetus, Sympathie, Tierseele, Herzbewegung, Bewegungen der Tiere, Gedächtnis und Zirbeldrüse. Diese Anhänge, die teilweise den Umfang von Aufsätzen haben, stellen die Fragmente in den Kontext des Gesamtwerkes Descartes' und seiner Zeitgenossen. Bibliographie und Namensregister runden den für die Forschung sehr nützlichen Band ab.

Ralf Bröer, Heidelberg

Eustachius, Bartholomaeus: **A little treatise on the teeth [Libellus de dentibus]. The first authoritative book on dentistry (1563).** Ed. and introd. by David A. Chernin and Gerald Shklar and publ. in facsimile with a translation from the Latin by Joan H. Thomas. Canton, MA, Science History Publications, a div. of Watson Publ. Internat., 1999. X, je 95 u. 41 p. (Dental Classics in Perspective, 2). \$ 59.95. ISBN 0-88135-259-4.

Bartholomaeus Eustachius lebte von 1520 bis 1574. Er war Professor für Anatomie in Rom. 1563 gab er den *Libellus de dentibus* heraus, ein Buch das zum ersten Mal eine vollständige Abhandlung über die Zahnheilkunde enthielt. In 30 Kapiteln befasste sich Eustachius ausführlich mit der Zahnanatomie, mit der Entwicklung und dem Wachstum der Zähne. Eustachius erkannte – im Gegensatz zu Galen –, dass sich die Zähne in ihrem Ursprung, ihrem Wachstum und ihrer Empfindung von den Knochen unterscheiden. Anhand von eigenen, anatomischen Studien erkannte Eustachius das Vorhandensein der Pulpahöhle und des Zahnhalteapparates. Er entdeckte auch, dass der Zahn aus zwei Schichten aufgebaut ist, gab diesen zwei Schichten aber keine eigenen Namen. Anhand von Studien an Fehlgeburten machte Eustachius Angaben zur Zahnentwicklung. Er erkannte im Gegensatz zu Andreas Vesal, dass die bleibenden Zähne aus einem Follikel, und nicht aus den Wurzeln der Milchzähne, gebildet wurden. Eustachius' Vertrautsein mit Aristoteles führte ihn auch zu vergleichenden, anatomischen Betrachtungen an Kauorganen der Affen und Fische. Deshalb wird Eustachius auch vielfach als Begründer dieser Wissenschaft angesehen.

Guido Sigron, Uster

Frauenmedizin in der Antike. Griechisch/lateinisch/deutsch, hrsg. und übersetzt von Charlotte Schubert und Ulrich Huttner. Düsseldorf, Artemis und Winkler, 1999. 576 S. DM 88.–; SFr. 80.–. ISBN 3-7608-1711-4.

Unter der Überschrift «Der Tempelschlaf der Griechinnen. Eine Quellensammlung zur antiken Gynäkologie» wurde das hier angezeigte Buch in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 16. März 2000 besprochen. Da in der Vielzahl der Rezensionen der *FAZ* der Anteil medizinhistorischer Bücher relativ klein ist, andererseits die Verbreitung der Zeitung ebenso gross ist wie ihr Bildungsanspruch, sei der Zeitungsartikel hier in die vorliegende Besprechung einbezogen. Der Zeitungsrezensent skizzierte den Inhalt der einzelnen Kapitel und brachte bei allem Lob für das Unternehmen an und für sich zwei ernste Kritikpunkte an, die seine Naivität und Unkenntnis der Medizingeschichte eindrucksvoll belegen: Zum einen bemerkte er bei sich «Erschütterung» «über die zum Teil abenteuerlichen Vorstellungen, die hinsichtlich Anatomie, Physiologie, Pathologie und Therapie bestanden und die in der ärztlichen Praxis zum Teil schreckliche Folgen gehabt haben dürften ... Bei allem Kulturpessimismus kann man – und frau [soviel Humor erwartet man hier nicht!] – dennoch froh sein, dass wir es in diesem Punkte jedenfalls wirklich herrlich weit gebracht haben.» Mit diesem Punkt eng verbunden sei ein zweiter Mangel; die Herausgeber kommentierten die Texte unzureichend: «Es wird versäumt, sie kritisch etwa den heutigen empirischen Kenntnissen gegenüberzustellen.» Zunächst einmal ist es eine groteske Vorstellung, beim heutigen anatomischen und physiologischen Fachwissen handle es sich um «empirische Kenntnisse». Hinzu kommt die naive Forderung, antikes medizini-

sches Wissen heutigen Kenntnissen gegenüberzustellen, natürlich mit dem Ergebnis, dass man sich selbst auf die Schulter klopfte angesichts des erreichten Kenntnisstandes, die antiken Ärzte hingegen als töricht und ihre Patienten als bedauernswert erschienen. Diese vom Zeitungsrezensenten favorisierte Sichtweise entspricht einem weitverbreiteten unausrottbaren Laienverständnis von Medizingeschichte.

Die vermeintlichen Mängel des Buches sind in Wirklichkeit seine Stärke: auf 576 Seiten werden zum Thema «Frauenmedizin» (vom Inhalt «Frau- und Frauenheilkunde» für diejenigen, die sich an dem modischen Titel stören) insgesamt 77 Quellenstücke (vornehmlich griechisch, einige lateinisch) mit einer deutschen Übersetzung dargeboten und mit einigen inhaltlichen Anmerkungen versehen. Das Material ist in vier wiederum untergliederte Hauptkapitel eingeteilt: «Medizin und Gesellschaft», «Die Theorie: Das Bild des weiblichen Körpers in der Medizin», «Die Praxis: Gynäkologie und Geburtshilfe», «Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett». Der Bogen der Texte reicht von der Philosophie (Platon, Aristoteles) über juristische Texte (Digesten) bis hin zu der grossen Gruppe frauenheilkundlicher und geburtshilflicher Texte (vornehmlich Corpus Hippocraticum, Soran, Galen).

Für dieses Buch sind Laien und Fachleute gleichermaßen dankbar: Die Quellenstücke ergeben ein repräsentatives Mosaik des frauenheilkundlichen Wissens in der Antike, eingebettet in den grösseren Rahmen des gesellschaftlichen Status der Frau. Eine Einführung von 70 Seiten führt kompetent in die Themenbereiche antike Medizin und Frauenheilkunde ein. Ein Glossar erklärt Begriffe und Namen. In der Auswahlbibliographie sind in einer nächsten Auflage einige kleine Druckversehen zu tilgen und nur wenige Titel zu ergänzen, wie z.B.: Christian Bien, *Erklärungen zur Entstehung von Missbildungen im physiologischen und medizinischen Schrifttum der Antike*, Sudhoffs Archiv, Beiheft 38 (Stuttgart 1997); Sabine Föllinger, *Differenz und Gleichheit. Das Geschlechterverhältnis in der Sicht griechischer Philosophen des 4. bis 1. Jahrhunderts v. Chr.* (Stuttgart 1996); Heinrich von Staden, «Women and Dirt», *Helios* 19 (1992) 7–30. Die von Hans Diller 1962 vorgelegte Auswahlübersetzung hippokratischer Texte liegt seit 1994 in einer Reclamausgabe vor.

Das Buch von Charlotte Schubert und Ulrich Huttner steht gleichsam als zweiter Band neben der im gleichen Verlag erschienenen bewährten Quellensammlung Walter Müris, *Der Arzt im Altertum*, und ähnelt diesem auch in Aufbau und Aufmachung. Die neue Quellensammlung, die einen fundierten Einblick in das Gebiet der gerade in den letzten Jahren zunehmend erforschten «Frauenmedizin» bietet, ist auch für den Unterricht vorzüglich geeignet und wird sich ohne Zweifel zu einem Standardwerk entwickeln. Und was den «Tempelschlaf der Griechinnen» betrifft, der den Zeitungsrezensenten so faszinierte: er ist in dem Buch nicht thematisiert. In einer nächsten Auflage könnte man ergänzend einige der auf Frauenleiden bezüglichen Heilwunder des epidaurischen Asklepios problemlos einfügen.

Karl-Heinz Leven, Freiburg (D)

Germann, Urs: **Psychiatrie und Strafjustiz im Kanton Bern 1890–1910. Umfeld, Entwicklung und Praxis der Gerichtspsychiatrie.** Bern, 2000. (Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, 62. Jahrg. 2000, Heft 2, S. 41–83, Ill.) Einzelheft SFr. 20.–. ISSN 0005-9420. (Bezugsadresse: Stadt- und Universitätsbibliothek Bern, Münster-gasse 61, CH-3000 Bern 7).

Mit Recht weist der Autor in seiner Einführung darauf hin, dass die Entwicklung der Psychiatrie zu einer eigenständigen medizinischen Disziplin zu einem guten Teil mit der aufkommenden Gutachtertätigkeit für Gerichte zusammenhängt. Wir wissen heute, dass es Spitalpsychiater um 1900 gab, welche die Forensik als ihre Haupttätigkeit betrachteten. Es wird dem Leser denn auch bald klar, warum der Autor just den Zeitraum von 1890 bis 1910 gewählt hat. In diesen Jahren fand nämlich ein wichtiger Umschwung in der Gerichtspraxis und damit auch in der psychiatrischen Gutachtertätigkeit statt: Vom Primat der Tat wandte sich das Interesse dem Täter zu. Er trat immer mehr ins Zentrum der Betrachtung, und damit wurde auch die Beurteilung seiner Persönlichkeit, seiner Motive, seiner möglicherweise krankhaften Veranlagung immer wichtiger. Urs Germann ist diesem Wandel auf vier Ebenen nachgegangen. Einmal schildert er die Ausgangslage um 1900, dann erörtert er die damalige allgemeine Strafrechtsdebatte, drittens fasst er die quantitativen Aspekte zusammen in Form von Tabellen und schliesslich bringt er Fallbeispiele. Den Leser hätte es interessiert zu erfahren, woher diese Fälle stammen. Für Zahlen und Tabellen hat Germann offensichtlich die Jahresberichte der bernischen psychiatrischen Spitäler benutzt. Das Heft ist mit einigen schönen und instruktiven Photos versehen. Insgesamt handelt es sich um einen sorgfältigen, für die Geschichte der Gerichtspsychiatrie wichtigen Beitrag.

Christian Müller, Bern

Haller, Albrecht von: **Commentarius de formatione cordis in ovo incubato.** Ed. critica a cura di Maria Teresa Monti. Basel, Schwabe, 2000. CLXXVII, 677 p. Ill., 1 CD-ROM. (Studia Halleriana VI). SFr. 98.–; DM 118.–. ISBN 3-7965-1324-7.

Dies ist eine Edition von Hallers embryologischem Hauptwerk von 1767. Der Text ist kollationiert mit einer früheren handschriftlichen Teilfassung von 1757–1758 und wird im ersten Teil, der die 1755–1757 und 1763–1765 durchgeführten Experimente wiedergibt, den in der Berner Burgerbibliothek erhaltenen Laborprotokollen gegenübergestellt. Der lateinische Text ist mit zahlreichen erläuternden (italienischen) Anmerkungen versehen. Eine ausführliche Einleitung in italienischer und englischer Sprache berichtet über Hallers Embryologie und die Textgeschichte. Die begleitende CD-Rom ermöglicht die gezielte Wortsuche über das ganze Textcorpus.

Die Publikation ist in zweifacher Hinsicht bedeutsam. Zum einen handelt es sich hier um die erste kritische Edition einer wissenschaftlichen Arbeit Hallers überhaupt. Dies mag im Hinblick auf Hallers Leistungen als Forscher erstaunen, wird angesichts der komplexen Verhältnisse zwischen handschriftlichen Vorstufen und Publikationen sowie der oftmals kaum lesbaren Schrift Hallers aber verständlich. Monti hat die sich stellenden editorischen Schwierigkeiten meisterhaft gelöst, und der Graphiker die sich präsentierenden sechs Textblöcke (Haller's gedruckter Text, dazugehörige Fussnoten, Kollation, Montis Anmerkungen, Hallers handschriftliche Protokolle und da-

zugehörige Anmerkungen) raffiniert plaziert. Abgesehen von der getreuen Textwiedergabe, der genauen Kollation mit der Handschrift von 1757–1758 und den erhellenden Anmerkungen ist insbesondere der im Anhang gelieferte erneute Abdruck der handschriftlichen Experimente, nun aber in chronologischer Abfolge ihrer Durchführung, wertvoll. Denn Haller selbst ordnete die Experimente im Druck von 1767 gemäss der Bebrütungszeit des untersuchten Eies, konnte doch der Leser damit den ganzen Ablauf der Entwicklung in einem Zug nachvollziehen.

Der Entscheid der Herausgeberin, die Experimente auch in ihrer chronologischen Reihenfolge wiederzugeben, ist sprechend, und führt uns zum zweiten wichtigen Punkt. Montis Ziel ist die Rekonstruktion der Abfolge von Hallers Forschungsergebnissen und von deren Verarbeitung bis zum publizierten Produkt. Die vorliegende Edition ist die materielle Basis dazu und damit auch das Hauptinstrument für alle folgenden Beschäftigungen mit dem Thema. Monti hat ihren Editionsplan bereits 1990 mitgeteilt und sich in mehreren Studien auch schon auf die Hallerschen Manuskripte gestützt. Die jetzt präsentierte Einleitung steht daher im Einklang mit ihren bisherigen Analysen, noch genaueres Augenmerk wird nun aber auf die tatsächliche Abfolge der Ereignisse gelegt. Dabei zeigt es sich, dass im Fall der komplexen Entwicklung von Hallers Ansichten und insbesondere seiner vieldiskutierten Konversion von Epigenese zu Präformation die Berücksichtigung aller Quellen, und sonderlich der Handschriften, unumgänglich ist. Das edierte Material und Montis Einleitung belegen deutlich, dass die jüngst von Amor Cherni (vgl. *Gesnerus* 57 [2000] 108f.) vorgelegte These einer experimentell nur schwach begründeten und halbherzigen Befürwortung der Präformation nicht haltbar ist. Die letzte Phase einer absoluten Disponibilität ist 1755–1756 erkennbar, danach wird Hallers Sorge um ein kohärentes präformatorisches Konzept zusehends sichtbar. Auch wenn ausserwissenschaftliche Faktoren eine Rolle spielten, so gründete sich Hallers Zuversicht doch letztlich auf den Untersuchungsergebnissen, die ihm für die Präformation zu sprechen schienen. Eine andere als eine sich auf Beobachtung stützende Begründung war aus seiner physiko-theologischen Sicht nicht denkbar. Seine Überzeugung kommt deutlich auch in der rigorosen Vereinheitlichung der Nomenklatur für den abschliessenden Text von 1767 zu Tage. Dabei handelt es sich nicht um ein plumpes Zurechtbiegen von Fakten, sondern in den Augen Hallers lediglich um ein Abstreifen unreifer Terminologie, nach der die einzelnen Experimente selbstsprechend sind und sich auf kohärente Weise in die gefundene Lösung einpassen.

Die Veröffentlichung Hunderter von Protokollen, die typisch für Hallers Embryologie und Physiologie ist, war in ihrer Qualität und Quantität für diese Zeit einmalig. Dies hinderte kaum daran, dass die Zeitgenossen die Einzelheiten der embryologischen Debatte (v.a. zwischen Haller und Wolff) kaum verstanden und nur deren ideologische Komponenten wahrnahmen. Ein Anliegen Montis ist es auch, zu verhindern, dass dies heute nicht wieder geschieht. Allzu schnell sind Vereinfachungen zur Hand, welche die genaue Beschäftigung mit einzelnen Problemkreisen wie die Bildung von Herz, «area vasculosa» und die «Membran-Kontinuitätstheorie» umgehen, um deren Lösung Haller monate- und jahrelang gerungen hat. Das Verstehen dieser Einzelheiten setzt allerdings gewisse embryologische Kenntnisse voraus. Vielleicht wäre eine kleine allgemeine Einführung in die embryologischen Probleme der Zeit und die Erläuterung einiger Begriffe angemessen gewesen, um den Leserkreis etwas zu erweitern. Denn das Buch ist nicht nur für Embryologie-Historiker und Haller-Forscher wichtig; es ermöglicht den Blick in das Labor

eines bedeutenden Forschers und ist damit von allgemeinem wissenschaftshistorischen Interesse.

Hubert Steinke, Bern

Hennig, Jessika: **Zwangssterilisation in Offenbach am Main 1934–1944**. Frankfurt am Main, Mabuse, 2000. 292 S. Ill. (Mabuse Verlag Wissenschaft, 43). DM 48.–. ISBN 3-933050-39-1.

Die Autorin hat sich zum Ziel gesetzt, die Akten des Erbgesundheitsgerichts Offenbach zum Thema der Zwangssterilisation aufzuarbeiten. Es handelt sich um insgesamt 439 Akten aus den Jahren 1934 bis 1944. Zahlreiche Akten müssen als verloren gelten. Die Verfasserin stellt fest, dass die meisten Sterilisationen um 1939 durchgeführt wurden. In einem ersten Teil geht sie auf die Grundlagen der Zwangssterilisation im nationalsozialistischen Deutschland ein. Dieser Teil des Buches ist für den Rezensenten der wichtigste. In sehr gründlicher und lesbarer Weise wird hier nämlich den historischen Hintergründen der Eugenik nachgegangen. Andere Fachbücher, die sich mit der Zwangssterilisation in Deutschland befassen, haben nicht dieselbe ausführliche Genauigkeit in bezug auf das Thema. In einem weiteren Abschnitt werden die Opfer beschrieben. Für ganz Deutschland wird die Zahl von 300 000 Zwangssterilisierten vermutet – eine wohl zu tief angesetzte Zahl. Aufschlussreich ist die Erkenntnis, dass die grosse Mehrzahl der Sterilisationen an Schwachsinnigen durchgeführt wurde und nur zu einem bedeutend geringeren Teil an Psychosekranken.

Sehr detailliert wird dann auf die praktische Durchführung der Zwangssterilisation in Offenbach eingegangen und Gutachtenabschnitte werden ausführlich zitiert. Den bereits publizierten Berichten aus andern deutschen Regionen fügt sich dieses Buch nahtlos an. Die Autorin verfehlt im übrigen nicht, auf solche ähnliche «Nachbarpublikationen» hinzuweisen. Der Rezensent bedauert mit ihr, dass das «Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses» erst 1998 durch den deutschen Bundestag als Unrechtsgesetz aufgehoben wurde.

Christian Müller, Bern

Hörmann, Ursula Claudia: **Die akademische Ausbildung der Apotheker im Kanton Bern**. Bern, SGGP/SSHP, 1998. 497 S. Ill. (Veröffentlichungen der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, 18). SFr. 65.–. ISBN 3-9520758-5-X.

Die Ausbildung zum Apothekerberuf hat in den letzten Jahrhunderten eine mannigfache Veränderung erfahren. War sie am Ende des Mittelalters noch eine rein handwerkliche, wurden ab dem 18. Jahrhundert die ersten Schritte in Richtung einer akademischen Ausbildung der Apotheker getan, welche sich in den verschiedenen Ländern Europas allerdings recht unterschiedlich gestaltete.

In der Arbeit von Ursula Claudia Hörmann wird die Entstehung der Pharmazie als akademische Disziplin im Kanton Bern beschrieben. Dabei gibt die Autorin zunächst einen groben Überblick über die Ausbildung in Deutschland, Österreich, Frankreich und England, anschliessend eine kurze Darstellung der voruniversitären Verhältnisse in der Schweiz bis zur Entstehung der pharmazeutischen Institute Basel, Zürich, Genf und Lausanne. Die Anfänge der akademischen Ausbildung in Bern

stehen in direktem Zusammenhang mit der Gründung des Medizinischen Instituts im Jahr 1797; die Integration der Pharmazie in den regulären Universitätsbetrieb erfolgte schon sieben Jahre später mit der Gründung der Akademie, welche im Jahre 1834 ihre Umwandlung zur Hochschule erfuhr. In den Räumlichkeiten der Staatsapotheke konnte im Jahre 1863 ein erster Schritt in Richtung Pharmazeutisches Institut unternommen werden, der mit der Errichtung eigenständiger Institute 1893 und 1932 fortgesetzt wurde. Dabei werden von der Autorin die Hindernisse, wie chronischer Geldmangel, andauerndes Parteiengezänk sowie persönliche Rivalitäten innerhalb des Lehrkörpers, die während der fast 200jährigen Entwicklung ständige Wegbegleiter waren, in recht verständlicher Form und spannender Erzählweise dargestellt. In diesem Zusammenhang war es für Frau Hörmann auch unerlässlich, einigen herausragenden Persönlichkeiten wie z.B. Brunner, Flückiger oder Tschirch einen etwas größeren Raum zu widmen, während viele weitere Dozenten und Assistenten der Berner Schule in Kurzbiographien vorgestellt werden. Insbesondere wird den Veränderungen des Instituts unter Alexander Tschirch besondere Betrachtung gezollt, so dass durch einen Blick hinter die Kulisse der Hochschule die Zugehörigkeit zur medizinischen Fakultät deutlich wird; ein Kuriosum innerhalb der Schweizer Universitäten. Erfreulich ist, dass die Verfasserin den gesetzlichen Bestimmungen sowie den Prüfungsreglementen ein eigenes Kapitel widmet. Die im Anhang in tabellarischer Form nochmals aufgeführten Verordnungen erleichtern dabei den Überblick über die Veränderungen und die Entwicklung des pharmazeutischen Unterrichtes in der Schweiz und tragen daher wesentlich zum Verständnis von Gesetzestexten bei. Insgesamt ist der Autorin eine recht detaillierte Untersuchung über die Ausbildung der Apotheker in Bern gelungen, welche mit vielen Abbildungen zur Erlebbarkeit von Pharmaziegeschichte beiträgt. Gleichwohl wird der gute Gesamteindruck durch fehlerhafte Seitenangaben im Inhaltsverzeichnis und beim Fussnotenverweis etwas getrübt. Ausserdem vermisst man ein Abbildungsverzeichnis. Wünschenswert wäre ferner auch gewesen, die Hintergründe zur Schliessung des Instituts im Jahre 1996 näher zu erläutern.

Heinz Rankenburg, Bremerhaven

Johnston, Sarah Iles: **Restless dead. Encounters between the living and the dead in Ancient Greece.** Berkeley, Los Angeles, London, University of California Press, 1999. XXI, 329 p. £ 30.-; \$ 40.-. ISBN 0-520-21707-1.

L'ouvrage de S. I. Johnston aborde un domaine jusqu'ici négligé, celui des fantômes grecs et de leurs interactions avec le monde des vivants, d'Homère à la fin de l'époque classique. Si les travaux relatifs à la magie en Grèce se sont multipliés ces dernières années, aucune étude d'ensemble n'avait repris ce dossier depuis l'étude d'E. Rohde, *Psyche. Seelencult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen* (Freiburg 1894). L'auteur s'attache à définir l'évolution de la fonction culturelle des revenants à la lumière des nouvelles découvertes, écrites et archéologiques, en usant d'une approche philologique et anthropologique. Les thèmes qui ont déjà fait l'objet d'études récentes ne sont que succinctement évoqués (cultes héroïques et à mystères, nécromancie ...).

Centré sur la période grecque archaïque et classique, l'ouvrage est divisé en trois parties. La première retrace les transformations de la notion de fantôme dans les sources littéraires, et présente les différents rites destinés à se concilier ces forces in-

quiétantes. Vers la fin de l'époque archaïque, les morts mécontents sont désormais jugés capables de se manifester sans intermédiaire auprès des vivants, que ce soit de façon autonome ou sur l'ordre d'un magicien. De nombreux rites, publics ou privés, se développent pour honorer les défunts, invoquer leur aide, ou apaiser les morts insatisfaits, privés de sépulture ou disparus prématurément. Parallèlement, on assiste à l'émergence de la figure du sorcier, *goes*, et de son art, la *goeteia*, dont les techniques sont en partie héritées de la nécromancie mésopotamienne.

La deuxième partie du livre examine les deux groupes de revenants les plus inquiétants: les victimes d'une mort violente (*biaiothanatoi*), et les femmes mortes avant d'avoir eu des enfants ou responsables de la mort de leurs bébés (*aorai*). Les défunts de la première catégorie sont notamment accusés d'infliger aux vivants toutes sortes de peurs, terreurs et délires (*deimata, phoboi, paranoi*), évoquées par l'auteur hippocratique du traité *De la maladie sacrée* (Littré VI 363). Les *aorai* sont accusées d'actions malfaisantes qui se rapportent aux dangers bien réels entourant la maternité. La jalousie de ces créatures permettait d'expliquer tous les accidents de la grossesse et de l'accouchement: avortement, maladie ou mort du nouveau-né, décès de la mère, emportée par une hémorragie ou une fièvre puerpérale ... Attestées dès le 7^e s. av. J.-C, ce groupe de démons a inspiré des croyances qui traversent toute l'Antiquité. On les retrouve sous des noms divers (Mormo, Lamia, Empousa, Gello, Gillo, *geloudes* et *striges*) jusqu'à l'époque byzantine et bien au-delà. Elles étaient même toujours redoutées en Grèce à l'époque moderne selon les folkloristes qui ont établi l'universalité de cette croyance (comme en la *mananananggal* des Philippins citée par S. I. Johnston p. 161, 162).

La troisième partie analyse la nature et les fonctions des divinités régissant ces forces occultes, Hécate et Enodia, gardiennes des passages et protectrices des moments de transition des jeunes filles, les Erinyes, les Euménides et *Semna Theai*, les instruments traditionnels de la vengeance des défunts.

Le livre est complété par un glossaire des termes grecs les plus usités, un index *locorum*, un index thématique (où mériteraient de figurer indépendamment les entrées *childbirth, fecundity, maternity* qu'il faut chercher sous le nom des divinités concernées, Hera, Hecate ...), ainsi que par une riche bibliographie. Signalons toutefois l'absence de référence au livre pionnier de Marie Delcourt sur l'imaginaire de la fécondité, *Stérilités mystérieuses et naissances maléfiques dans l'Antiquité classique* (Liège/Paris 1938), qui traite aussi de la peur des naissances monstrueuses, et à l'étude récente d'Irène Sorlin, «Striges et géloudes. Histoire d'une croyance et d'une tradition», *Travaux et mémoires* 11 (1991) 411–436.

Véronique Dasen, Pensier

Leidinger, Barbara: **Krankenhaus und Kranke. Die Allgemeine Krankenhausanstalt an der St. Jürgen-Strasse in Bremen, 1851–1897.** Stuttgart, Steiner, 2000. 298 S. (Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft 13). DM/SFr. 120.–. ISBN 3-515-07528-3.

Der Titel der Bremer Dissertation Leidingers ist Programm: nicht Kritik, sondern Krankenhaus; nicht Krankenhaus und Medizin, sondern Krankenhaus und Kranke. In Abgrenzung zur Foucaultschen Interpretation der Krankenanstalt als Einrichtung für die Behandlung von kranken Objekten unter Verfolgung ärztlicher Interessen setzt sich Leidinger das Ziel, in Anknüpfung an die jüngere Sozialgeschichte der Me-

dizin, «die Interdependenzen des Medikalierungsprozesses» zu betonen und die aktive «Rolle der Kranken beim Funktionswandel des Krankenhauses aufzuzeigen» (14, 15). Beim Wandel der Bremer Anstalt von einer stark wohlfahrtsähnlichen Einrichtung zu einem allgemeinen Krankenhaus fragt sie nach der Geschichte der Institution, deren Krankenpopulation, nach dem Problem der Kostenträgerschaft und der Einweisungspolitik. Um diesen vier grossen thematischen Aspekten nachzugehen, greift sie nahezu ausschliesslich auf die Verwaltungsakten der Allgemeinen Bremer Krankenanstalt sowie auf die Bestände der mit ihr beschäftigten Organe (Behörden, Krankenkassen, Handwerksämter usw.) zurück. Die Autorin räumt selbst ein, dass hierin die Kranken nicht zu Wort kommen, was jedoch durch den Reichtum der vorhandenen Quellenbestände abgemildert werde. Mit ihrer Arbeit, die ein knappes Sachregister enthält, reiht sich somit Leidinger nahtlos in die neuere Forschung zur Krankenhausgeschichte ein und bereichert die bereits untersuchten zumeist süddeutschen Beispiele um ein nördliches Beispiel.

Leidinger gelingt es, mit ihrer qualitativen wie auch quantitativen Untersuchung manch langlebige These vom Krankenhaus als Todes- oder Disziplinierungsanstalt empirisch zu widerlegen. Der Grund für die Überzeugungskraft der Arbeit liegt in der insgesamt behutsamen Auswertung der Quellen: Die Verfasserin weiss die Diskussion um die Probleme, die bei der Bildung von Kategorien zur beruflichen und medizinischen Einordnung der Behandelten entstehen, umzusetzen. Statt etwa in retrospektiver Diagnose voreilig Behandlungserfolge oder Krankheitsbilder erfassen zu wollen, diskutiert sie die zeitgenössischen ärztlichen Kriterien, um anschliessend eine kritische Einordnung der Quellenbegriffe vorzunehmen. Nur vereinzelt zieht sie Schlüsse, die doch etwas gewagt scheinen. So mag es plausibel sein, dass die räumliche Trennung der geschulten Diakonissen und Diakone sowie deren uniformierte Kleidung eine gewisse Distanz zu den Kranken schufen, zumal die Pflegekräfte nunmehr zumeist bürgerlicher Herkunft waren und im Unterschied zum früheren, ungebildeten und aus den Unterschichten stammenden Personal, aus innerer Überzeugung ihren Dienst taten und somit den Kranken ihnen fremde Ordnungsvorstellungen aufdrängten. Den Beleg für die sozio-kulturelle Fremdheit zwischen den Diakonissen und Diakonen einerseits und den Kranken andererseits bleibt Leidinger jedoch schuldig.

Ebenso unbefriedigend ist es, wenn sich die Autorin mit einer einzigen ärztlichen Äusserung über Krätze zufrieden gibt, um auf die gesellschaftliche Ächtung der Armutskrankheit zu schliessen. Während es sich hier lediglich um vereinzelt überzogene Schlussfolgerungen handelt, kann sie das grundsätzliche Problem ihrer Quellen nicht beheben: Die aktive Rolle der Kranken beschränkt sich auf deren Inanspruchnahme der Krankenanstalt; ob neben den Verwaltungsakten, etwa in möglicherweise vorhandenen Zeitungsberichten oder Bittgesuchen von Kranken, mehr über die «Interdependenzen» im Medikalierungsprozess zu erfahren gewesen wäre, bleibt offen. Ungeachtet dieser Schwächen machen die klare Strukturierung der Arbeit, die sprachlich präzise und gut leserliche Argumentation, die übersichtlichen Tabellen sowie die stringente Zusammenfassung der Ergebnisse jeweils am Kapitelende bzw. im Resümee Leidingers Arbeit zu einer nützlichen empirischen Beschreibung der Krankeneinrichtung.

Francisca Loetz, Heidelberg

Lindemann, Mary: **Medicine and society in early modern Europe**. Cambridge, Cambridge University Press, 1999. XIII, 249 p. Ill. (New approaches to European history). £ 12.95; \$ 18.95. ISBN 0-521-42354-6 (paperback). – £ 35.–; \$ 49.95. ISBN 0-521-41254-4 (hardback).

Die Autorin, die an der Carnegie Mellon University in Pittsburgh als Professorin für Geschichte tätig ist, hat sich mit eingehenden Studien norddeutscher Quellen und umfangreichen Publikationen als Forscherin und Sozialhistorikerin ausgewiesen; von ihr erschienen *Patriot and Paupers: Hamburg 1712–1830* (1990) und *Health and Healing in Eighteenth-Century Germany* (1996). Mit dem vorliegenden Buch beabsichtigt sie, einen neuen Zugang zur Medizin der frühen Neuzeit in ihren Wechselbeziehungen zur «Gesellschaft» bzw. zur allgemeinen Geschichte («historical mainstream») zu vermitteln, dies auf der Grundlage der «besten» und «innovativsten» Forschungsergebnisse. Das Werk erscheint in den «New approaches to European history», einer Reihe, die sich an «advanced school students» und «undergraduates» richtet, weshalb auf einen ausführlichen wissenschaftlichen Apparat verzichtet wird.

Der «new approach» versteht sich in erster Linie als Sozialgeschichte und Aussensicht der Medizin, d.h. als Gegenpol einer Medizingeschichte, die – von Ärzten als Hobby betrieben – vom unaufhaltsamen Fortschritt der Wissenschaft und den Ideen und Taten der grossen Männer zu erzählen pflege. Dieser «Internalismus», der glücklicherweise am Aussterben sei («a dying breed»), wird mehrfach abgekanzelt. Die angestrebte «revisionistische» Medizingeschichtsschreibung lobt sich als «Fortschritt» (S. 5) – ein Begriff, der hier zuversichtlich beansprucht wird, in der Medizin selbst und ihrer Geschichte aber als verpönt zu gelten hat (S. 1). Fruchtbarer als abgrenzende Polemik wäre möglicherweise für die Sozialgeschichte der Einbezug von Sachkundigen mindestens dort, wo es um Einzelheiten von Anatomie, Pathologie und Therapie geht; z.B. wird Lithotomie als Operation von Blasen- und Nierensteinen bezeichnet (S. 197, 198); die chirurgische Entfernung von Nierensteinen ist jedoch vor 1880 äusserst selten praktiziert worden.

Für den Zeitraum von 1500 bis 1800 behandelt das Buch in sieben Kapiteln «Krankheit und Gesundheit», «Epidemien und Infektionskrankheiten», «Gelehrte Medizin», «Medizinische Ausbildung», «Spitäler und Irrenhäuser», «Gesundheit und Gesellschaft» und «Praxis». Mit verschiedenartigen methodischen Ansätzen wird «Medizin» im weitesten Sinn dargestellt, vor dem Hintergrund demographischer Entwicklungen, als Berufs-, Verwaltungs-, Institutionen-, Mentalitäts- und Wissenschaftsgeschichte. Dabei werden gängige vereinfachende Konzepte und Sichtweisen hinterfragt und sowohl Konstanz wie Wandel in den Zuständen und Ereignissen hervorgehoben. Die Stärke der Autorin liegt in den Bereichen, in denen sie selbst geforscht hat, d.h. zeitlich im 18. Jahrhundert und bei Themen wie medizinische Versorgung zu Stadt und Land, Bedeutung und Wandel der Korporationen, private und öffentliche Wohltätigkeit und Armenfürsorge, Wettbewerb der Heilkundigen auf dem medizinischen «Marktplatz». Weniger innovativ wirken Abschnitte z.B. über «iatromedicines» und Chirurgie. Die angeführte Forschungsliteratur ist fast ausnahmslos englisch; als wichtigstes Referenzwerk erscheint L. Brockliss/C. Jones, *The Medical World of Early Modern France* (1997). Die einzelnen Nachweise stellen dem Lektorat nicht das beste Zeugnis aus: Aus Samuel Pepys' Tagebuch wird einmal ohne Quelle (S. 46), dann (S. 80) nach Garrison (1929) und schliesslich (S. 200) nach der verbindlichen Edition zitiert. Noch weniger entsprechen die Abbildungen dem Renommé des

Verlags: teilweise ohne Bezug zum Inhalt des Buches, durchwegs ohne genaue Quellenangabe und ganz ohne sachliche Erklärungen; über das im Frontispiz gezeigte unübliche Schröpfverfahren wüsste ein Mediziner gerne mehr.

Urs Boschung, Bern

Lindner, Martin: **Die Pathologie der Person. Friedrich Kraus' Neubestimmung des Organismus am Beginn des 20. Jahrhunderts.** Berlin; Diepholz, GNT Verlag für Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik, 1999. 150 S. Portr. DM 35.20; Euro 18.–. ISBN 3-928186-40-X.

Der vorliegende Band stellt das bisher kaum beachtete Werk eines der deutschen Ärzte vor, die in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts auf die vielfach empfundene «Krise der naturwissenschaftlichen Medizin» mit einem holistischen Gegenentwurf antworteten. Der aus Böhmen stammende Friedrich Kraus (1858–1936) war von 1902 bis 1927 Ordinarius für Innere Medizin an der Berliner Universität und Direktor der II. Medizinischen Klinik der Charité. Von 1927 bis 1931 fungierte Kraus als Vorsitzender der Berliner Gesellschaft für empirische Philosophie. Kraus interessierte sich besonders für Laborforschung im Bereich der funktionellen Diagnostik und sorgte für die rasche Einführung von Neuerungen wie der Wassermann-Reaktion oder des EKG. Neben dieser eindeutigen Orientierung an der analytischen Experimentalwissenschaft entwarf er synthetische Konzepte zum Verständnis des ganzen Organismus. Zu diesem Zweck bediente er sich zunächst des Konstitutionsbegriffs, den er bereits 1897 in einer viel beachteten Arbeit über die Ermüdung eingesetzt hatte. Im 1919 erschienenen ersten Teil seines Hauptwerks *Die allgemeine und spezielle Pathologie der Person. Klinische Syzygiologie* formulierte er den Begriff der «psychophysisch neutralen Person», die sich nicht auf ein apriorisches Bewusstsein, sondern auf Aktionsfolgen in Auseinandersetzung mit der Umwelt, die sogenannten «Vitalreihen», gründete. Die Person, in der «kollektive» (einheitsstiftende) und «distributive» (autonome) Anteile «zusammengejocht» (daher «Syzygiologie») waren, befand sich in ständiger Transformation, in einem dynamischen Gleichgewicht, von Kraus als «variabler physiologischer Zustand» bezeichnet. Durch die Ontogenese war dieser Zustand als Zerfallsprodukt aus dem «originären Ganzen» entstanden, das als Genotyp die Einheit und Eigentümlichkeit des Individuums sicherte. Im zweiten Teil seiner Syzygiologie von 1926 führte Kraus dann in dem «skurrilen Versuch einer experimentellen Metaphysik» (Lindner) den Begriff der «Tiefenperson» als inneren Wesensgrund des Individuums, d.h. als kosmische Lebenskraft, ein. Die Tiefenperson machte er als «vegetative Strömung» an der Bewegung von Wasser und Ionen im Protoplasma fest und verschmolz so die Lebensphilosophie Bergsons mit der experimentellen Biokolloidologie. Dem Autor des vorliegenden Bandes ist es gelungen, die Begriffsstrukturen und die wissenschaftlichen Kontexte des Werkes von Kraus trotz dessen «schwer durchschaubarer Sprache» zu klären. Die geringe Wirkung des Krauschen Denkens führt er auf die bald nach 1930 überholte Biokolloidologie zurück, aber auch auf den «voranthropologischen» Personbegriff, der noch ohne die Annahme einer Subjekt-Autonomie in der Medizin (Viktor von Weizsäcker) auskam.

Ralf Bröer, Heidelberg

Lomax, Elizabeth M. R.: **Small and special: the development of Hospitals for Children in Victorian Britain.** London, Wellcome Institute for the History of Medicine, 1996. VII, 217 p. Ill. (Medical History, Suppl. 16). £ 25.-; \$ 38.- (USA). ISBN 0-85484-064-8.

Das vorliegende Buch beschreibt die Entstehung der Kinderkrankenhäuser in Grossbritannien und die ersten 50 Jahre ihrer Geschichte. Sie begann mit der Gründung des Hospital for Sick Children in London 1852. Um die Jahrhundertwende hatten sich über dreissig Häuser etabliert, die in der Mehrzahl zwischen 50 und 190 Betten aufwiesen. Lomax verfolgt nicht deren Geschichte für jeden einzelnen Fall, sondern bietet eine kompakte strukturgeschichtliche Darstellung dieser speziellen Einrichtungen. In eigenen Kapiteln behandelt sie die Verwaltung, deren Effektivität unter der Konkurrenz verschiedener Organisationsausschüsse litt, die Ärzte, die meist ohne Bezahlung tätig waren, im Gegensatz zu den angestellten Pflegekräften, die im Zuge der von Florence Nightingale angestossenen Pflegereform sich zunehmend professionalisierten, die Patienten, die – in der Regel zwischen zwei und acht Jahren alt – nur aufgenommen werden durften, wenn ihren Eltern einerseits das Geld für Arzt und Medikamente fehlte, andererseits aber deren Einkommen oberhalb der staatlich festgelegten Armutsgrenze lag. Die Verfasserin gibt des weiteren eine Übersicht über die medizinische Betreuung, die Krankheiten, die zur Aufnahme kamen, und die Therapie. Fiebererkrankungen werden gesondert behandelt und chirurgische Eingriffe in zwei Kapiteln hervorgehoben. Abschliessend bespricht die Verfasserin die Kinderkrankenhäuser als Ausbildungs- und Forschungsstätten für Ärzte, die an Kinderkrankheiten interessiert sind. Der Vergleich mit dem Ausland, den sie stets im Auge hat, greift aber zu kurz, wenn sie dabei nur an Paris denkt und die Entwicklung in Österreich-Ungarn und Deutschland ausser acht lässt. Lomax bearbeitet ihre Themen und Fragestellungen anhand punktueller Beispiele, wobei sie ihre Bewunderung für den medizinischen Fortschritt im 19. Jahrhundert nicht immer unterdrücken kann. Eine systematischere Auswertung der Quellen – auch in statistischer Hinsicht – hätte zu nachhaltigeren Ergebnissen führen können, so im bezug auf die Veränderung des Spektrums der in den Kinderkrankenhäusern zwischen 1850 und 1900 vorherrschenden Krankheiten oder die unterschiedlichen Verhältnisse im Hinblick auf Patienten, Diagnosen usw. der Häuser in London und in den übrigen Städten bzw. in Industriestädten und in ländlichen Gebieten. Der sozialhistorische Aspekt wird durchaus in den Blick genommen, aber nicht scharf genug gefasst. Die kritischen Hinweise dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Verfasserin eine wertvolle und dringend erwünschte Übersicht über die Anfänge der Kinderkrankenhäuser und damit auch der Pädiatrie in Grossbritannien geliefert hat.

Georg Lilienthal, Mainz

López Piñero, José M.a; Luz Terrada Ferrandis, María: **Introducción a la medicina.** Barcelona, Editorial Critica, 2000. 295 p. (Biblioteca de Bolsillo, 30). ISBN 84-8432-045-6.

Einführungen in die Medizin für Studienanfänger scheinen in Spanien einem Bedürfnis zu entsprechen, hatte ich doch vor nicht allzu langer Zeit Gelegenheit, ein Bändchen mit dem gleichen Titel im *Gesnerus* zu besprechen (Josep Lluís Barona, In-

troducció a la medicina, *Gesnerus* 51 (1994) Part 3/4). Entsprechend nahm ich den vorliegenden Text eher etwas widerwillig in die Hand, blieb bei der Durchsicht jedoch sehr rasch hängen und lernte so eine brillant geschriebene kurze Geschichte der Medizin kennen, die nicht wie üblich chronologisch geordnet ist, sondern die verschiedensten Themenbereiche abhandelt aus vorwiegend historischer Optik mit einem grossen Schwerpunkt in der Betrachtung der letzten 25 Jahre des ausgehenden Jahrhunderts. Entsprechend ist die bis zu aktuellsten Themen (*Helicobacter pylori*, Ebola-Virus, *Escherichia coli* 0157:H7) reichende Darstellung auch für einen bestandenen Mediziner hochinteressant, handelt es sich doch zum Teil um noch selber erlebte Geschichte. Dass gerade in der nur kurze Zeit zurückliegenden Periode nicht alle Wertungen vom Leser übernommen werden können, versteht sich von selbst. Dass die Häufung des «Rinderwahnsinns» in Grossbritannien (die Autoren stossen sich an der auch auf spanisch gleich hässlichen Krankheitsbezeichnung) ein Indiz für das generelle Unvermögen des nationalen Gesundheitssystems sein soll, ist vielleicht ein etwas voreiliger Schluss.

Die Themenbereiche decken nicht nur die einzelnen medizinischen Fächer und weltweit wichtigen Krankheiten ab, sondern auch medizinische Terminologie, Information und Dokumentation sowie ausserakademische medizinische Systeme, immer jeweils aus vorwiegend historischer Optik beleuchtet.

Das Taschenbuch ist flüssig geschrieben, legt Zeugnis ab vom immensen medizinhistorischen Wissen der Autoren, das virtuos präsentiert wird und zum Lesen einlädt. Zwar ist das Buch klar aus spanischer Optik geschrieben, inhaltlich dominiert die iberische Halbinsel aber nicht übermässig, so dass sich der Band sehr gut auch zur Übersetzung in andere Sprachen anbieten würde. Besonders würde man den Autoren natürlich eine englische Ausgabe gönnen, klingt doch oft die Sorge um die Dominanz der englischen Sprache im medizinischen Alltag an, was zu eigenartigen Veränderungen der spanischen (Medizinal-)Sprache geführt hat (zum Beispiel hat wegen der Verwechslung der englischen Ausdrücke «emergency» und «emergence» das spanische «emergencia» in der Medizinersprache die Bedeutung Notfall bekommen, der aber eigentlich «urgencia» heisst: Es soll spanische Spitäler geben, wo parallel Dienste mit dem einen *und* dem anderen Namen geführt werden ...). Eine allfällige deutsche Übersetzung würde ich gerne einigen meiner Medizinerfreunde verschenken.

Hans Urs Keller-Schnider, Deitingen

Louis-Courvoisier, Micheline: **Soigner et consoler. La vie quotidienne dans un hôpital à la fin de l'Ancien Régime (Genève 1750–1820)**. Chêne-Bourg/Genève, Georg, 2000. XVI, 318 p. Ill. (Bibliothèque d'histoire de la médecine et de la santé). SFr. 49.–; FFr. 200.–. ISBN 2-8257-0694-9; ISSN 1424-5388.

Hinter dem etwas hochgegriffenen Titel (von Pflege liest man wenig und von Trösten gar nichts) steht die merkwürdige Institution des «Hôpital Général» der Stadt Genf mit ihren damals 27 000 Einwohnern, welche die gesamte Armenfürsorge und Krankenbetreuung der Bevölkerung trägt und über Jahrhunderte – so auch in der bearbeiteten Zeitspanne – praktisch unverändert funktionierte.

Geführt wurde sie von ehrenamtlichen Direktoren, welchen diese sehr anspruchsvolle Funktion eine quasi obligate Passage für spätere höhere Ämter diente.

Jedem Direktor ist ein Stadtquartier unterstellt, in welchem er die Notlagen der einzelnen Einwohner erkennen und dafür Abhilfe beschaffen soll, sei es durch fürsorglich-soziale oder hygienisch-medizinische Leistungen (Geld, Naturalien, Arzt, Chirurg). Das soll in erster Linie in den Wohnungen selbst geschehen. Eine eigentliche Hospitalisation wird möglichst vermieden. Denn das einzige eigentliche Spital mit seinen 200 Betten hat viele Aufgaben zu erfüllen. Es steht unter der kaufmännischen Leitung des «Hospitalier», dem aber sonst keine Kompetenzen zustehen, was auch für den Seelsorger sowie für Arzt und Chirurg (im Nebenamt angestellt) gilt.

Der Gebäudekomplex beherbergt mehrheitlich Fürsorgefälle, auch etwa zahlende Pfründer, ausgesetzte Kinder – oft über Jahre. Asoziale Individuen werden in der Sonderabteilung «Discipline» untergebracht, eingewiesen von den Behörden.

Die Kranken sind eine im Lauf der Jahrzehnte zunehmende Minderheit. Sie liegen in eigenen Abteilungen. Das nicht näher qualifizierbare Laienpersonal – rekrutiert aus der Stadt selbst – wird von den Direktoren eingestellt. Wer einen Krankensaal zu betreuen hat, darf das Haus nie verlassen und nächtigt bei den Patienten. Trotz erbärmlicher Entlohnung und äusserst harten Lebensbedingungen scheinen beim Personal nie ernsthafte Vakanzen aufgetreten zu sein.

Psychiatrische Kranke wurden separat logiert, mit der Zeit auch die Geschlechtskranken. Letztere wurden – um die Verbreitung der Syphilis zu unterbinden – intensiv und mit Erfolg durch Einreibung von quecksilberhaltigen Salben behandelt.

Zahlenmässig standen aber – wie andernorts – die Hautkrankheiten im Vordergrund. Vor allem die Krätze und eine kindliche Variante derselben, die auf die Behandlung gut ansprach. Die Mortalität der hospitalisierten Patienten – vermutlich die schwereren Fälle – lag bei ca. 15%. Aus den Akten kann man eine gewisse therapeutische Orientierung der Institution herauslesen.

Die Finanzierung beruht auf einer jährlichen, praktisch obligatorischen Spende (eher Abgabe) der Einwohner, die sich nach deren (bekannten) wirtschaftlichen Situation richtete.

Die etwas weitläufigen Ausführungen sind durch eindruckliche Fallbeispiele aufgelockert, in denen auch aktive Ärzte der Region zu Wort kommen.

Urs F. A. Heim, Gümlingen

Maor, Eli: **Die Zahl e – Geschichte und Geschichten**. Basel, Birkhäuser, 1996. XII, 213 S. Ill. SFr. 42.–; DM 48.–. ISBN 3-7643-5093-8.

Die historischen Ausführungen von Eli Maor ranken sich alle um eine berühmte Konstante, nämlich um die Eulersche Zahl $e = 2,7182818284559\dots$, die bekanntlich in der höheren Mathematik eine überaus vielseitige Rolle spielt. Die Geschichte dieser Zahl e umfasst etwa 400 Jahre. Die Konstante e ist jedoch nicht so populär wie die Zahl π , von der jeder Schüler schon bei der Kreisberechnung etwas hört und deren Geschichte sich über einen Zeitraum von mindestens 2500 Jahren erstreckt. – Es ist das Ziel des Verfassers, die Geschichte von e auf einem Niveau zu erzählen, das auch Lesern mit bescheideneren mathematischen Vorkenntnissen durchaus zugänglich ist. Dieses Ziel hat er sicher erreicht; er erzählt anschaulich, leicht verständlich und ergänzt und illustriert die «Geschichte» auch noch durch etliche «Geschichten», die mit e im Zusammenhang stehen.

Durch einige Stichworte wollen wir das breite Spektrum, das seine Darstellung abdeckt, skizzieren: Erfindung der Logarithmen (John Napier 1614, Henry Briggs, Jost Bürgi) – Zinseszins, Grenzwert – Erste Schritte zur Infinitesimalrechnung (u.a. Archimedes, Indivisiblen, Quadratur der Hyperbel) – Entstehung der Differential- und Integralrechnung (Newton; Leibniz; «Die grosse Kontroverse») – e^x , die Funktion, die ihre eigene Ableitung ist – Spira mirabilis; die logarithmische Spirale in Kunst und Natur; Kettenlinie – Exponentialform der komplexen Zahlen; Hamilton; Beispiele von komplexwertigen Funktionen. In einem Anhang werden zur Vertiefung zusätzliche Erläuterungen gegeben.

Jedes Kapitel wird durch Anmerkungen ergänzt; die sorgfältige Angabe der Quellen am Schluss von jedem Kapitel und die reichhaltigen Literaturhinweise gestatten eine Vertiefung des dargebotenen Stoffes nach verschiedenen Seiten. Das Buch eignet sich nicht nur sehr gut als erste Einführung in verschiedene, wesentliche Teile der Mathematikgeschichte – es dürfte auch Leser interessieren, die an Hand einer historischen Darstellung mathematische Kenntnisse auffrischen oder vertiefen möchten.

Robert Ineichen, Fribourg/Luzern

Max-Planck-Gesellschaft. – 50 Jahre Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften. Im Auftrage des Präsidenten Hubert Markl bearb. im Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft. Bd. 1: Chronik 1948–1998; Bd. 2: Wissenschaftliche Mitglieder im Bild. Berlin, Duncker & Humblot, 1998. 2 Bde. DM 148.–; SFr. 131.–. ISBN 3-428-09068-3.

Zum Vereinsjubiläum von 1986 erschien (mit erheblicher Verspätung) die umfangreiche Festschrift *Forschung im Spannungsfeld von Politik und Gesellschaft* (Vierhaus und vom Brocke, 1990). Sie konzentrierte sich aber auf die Geschichte der 1911 gegründeten Vorläuferin, der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (KWG), und ging nur am Rande auf den Übergang zur Max-Planck-Gesellschaft ein. Der über tausendseitige Wälzer ist die bisher wohl gründlichste Darstellung des Themas, mit ausführlicher Bibliographie. Teil I umreißt die Entwicklung bis 1949, während Teil II mit Harnack, Fischer, Haber, Einstein und Althoff einzelne Persönlichkeiten, sodann organisatorische Aspekte herausgreift. Teil III ist den internationalen Wissenschaftsbeziehungen bis 1955 gewidmet. Dem Modetrend entsprechend, bemüht sich seither eine eigene Forschungsgruppe um die Aufarbeitung der braunen Vergangenheit. – Für eine umfassende Geschichte der auch schon fünfzig gewordenen *Max-Planck-Gesellschaft* (MPG) ist, trotz guter archivalischer Aufbereitung, die Zeit offensichtlich noch nicht reif. So behalf man sich zu diesem Jubiläum mit einem Bilderbuch, vor allem aber einer ausführlichen *Chronik* (Bd. I). Deren Vorwort umreißt auf wenigen Seiten die Hauptzüge dieser Jahre und begründet die Ersatzlösung: Sie diene in erster Linie als Nachschlagewerk, aber auch der Selbstfindung. Die Auswahl der Datenmassen habe sich aus «der Struktur der MPG» und deren Einbettung in die deutsche Wissenschaftsgeschichte ergeben. Jedem Geschäftsjahr wird ein Motto vorausgeschickt, welches oft den Präsidialreden der Festversammlungen entstammt. Nicht alle Zitate sind allerdings so aussagekräftig wie die ersten, beispielsweise das Otto Hahns zur Vorgeschichte von 1945 bis 1948. Porträts massgebender Funktionäre, erinnerungswürdige Gruppenbilder und Gebäudefotos lockern die trockene Darbietung auf. 60 Sei-

ten Anhang enthalten den Institutsstand von 1945, Satzungen, ein Organigramm, Mitglieder- und Ehrungsverzeichnisse. Ein ebenso umfangreiches Register listet Personen und Ortsnamen auf, vor allem aber die «unzähligen» Teilkörperschaften in ihren Varianten. – Der *Bildband* (Bd. II) porträtiert 678 Wissenschaftliche Mitglieder der offensichtlich seit eh und je «patriarchalischen» Gesellschaft, «genauer gesagt» der «einzelnen Max-Planck-Institute» (mit einem Frauenanteil von knapp 2%). Etwas «sophistisch» versuchen die Verantwortlichen, die vorliegende «Anthologie von Gesichtern» dem Betrachter als eine Art «Seelengemälde» der MPG zu «verkaufen»: Denn wie eh und je seien deren Einrichtungen «den Personen nachgeordnet»! Man kann, wenn man will, den zwei kurzen Proömien hübsche Argumente über Sinn und Nutzen historisierender Porträtdeutung entnehmen ... Doch Spass beiseite: Teil I verzeichnet die Personen alphabetisch, beschränkt das Biographische allerdings auf den MPG-Status. Mittels Berufungsdatum und Seitenzahl auf die Präsentation der Bildfolgen in Teil II verwiesen. Die Qualität der Fotos lässt leider da und dort zu wünschen übrig. Zwei Drittel der Aufnahmen stammen aus «firmeneigenem» Bestand, über die Herkunft der restlichen orientiert ein (mühsam benutzbarer) Bestandesnachweis. – Aufs Ganze gesehen aber liegt mit den beiden Bänden eine ansprechend gestaltete und anregende Festgabe vor!

Beat Glaus, Zürich

Medizinverbrechen vor Gericht. Das Urteil im Nürnberger Ärzteprozess gegen Karl Brandt und andere sowie aus dem Prozess gegen Generalfeldmarschall Milch. Bearbeit. und kommentiert von Ulrich-Dieter Oppitz, mit einem Beitrag von Thure von Uexküll sowie einem Vorwort hrsg. von Andreas Frewer und Claudia Wiesemann. Erlangen und Jena, Palm & Enke, 1999. 391 S. Portr. (Erlanger Studien zur Ethik in der Medizin, 7). DM 48.–. ISBN 3-7896-0595-6.

The issue of medical crimes during the period of German National Socialism has long been a subject of academic study. To date, however, in spite of the great historical interest in the Nürnberg Trial, the sentence and verdict from the medical trial has not been published in German. This, in spite of the fact that the English version has long been in print and that translations exist in both Polish and French. This book thus rectifies this omission, and also includes the sentence against General Field Marshall Erhard Milch – the documentation for this trial similarly having previously not appeared in its original German format.

In addition to providing German editions of these documents, this book also offers an excellent commentary regarding both the cases themselves, and also the wider issues of medical ethics and crimes. It opens with a discussion from Thure von Uexküll regarding the responsibilities of medics and notions of ethics. This is followed by a broad and detailed introduction from Ulrich Dieter Oppitz concerning both the trials themselves and other connected concerns. The trial against Karl Brandt and other medics, (the *Ärzteprozess*) is considered first, followed by that against Erhard Milch. The former includes an overview of the proceedings as a whole, coupled with brief personal histories of the main players – the judge, the defendants and the expert witnesses. Space is also given to a discussion of the scope of the punishments and also to the careers of some of the defendants after the trial. A similar pattern of commentary is utilised in relation to the Milch trial. The preface also offers another perspective in

a broad discussion regarding further cases of medical war crimes with relation to the ethics surrounding the use of the results of these atrocities within other medical research. Examples include the USA's use (at the time of the Nürnberg Trials) of results obtained through Japanese medical war crimes. A selected bibliography and a name register are of additional benefit to the reader.

This work is extremely well structured and is clearly organised. It will doubtless prove to be a central textbook for academics and students alike, and will serve as an important reference companion to work already done in this field. Apart from its usefulness to historians of medicine, this book would also be of interest to those who work in the field of medical practice, medical law, and ethics.

Louise Gray, London

Mörgeli, Christoph: **Die Werkstatt des Chirurgen. Zur Geschichte des Operationssaals.** Basel, Editiones Roche, 1999. 319 S. Reich illustr. SFr. 90.–. ISBN 3-907770-78-1. Erscheint gleichzeitig auch englisch und spanisch.

Die Idee, die Geschichte der Chirurgie quasi von hinten aufzuzäumen und vom Ort der chirurgischen Krankenbehandlung auszugehen, ist reizvoll und fast einmalig. Der Zürcher Medizinhistoriker Christoph Mörgeli hat sie auf den vorliegenden 319 Seiten in Wort und Bild umgesetzt. Vom Heilraum in Asklepios-Heiligtümern und dem Behandlungsraum des hippokratischen Arztes wird die Entwicklung nachgezeichnet bis zum modernen, hochtechnisierten Operationsaal und den ersten Operationsrobotern. Man nimmt mit Erstaunen zur Kenntnis, dass die operativen Amphitheater berühmter Spitäler nicht so sehr auf Erleichterung der Operation als auf Demonstration für Studenten und Ärzte ausgerichtet waren, dass die ersten eigentlichen Operationssäle erst nach 1800 entstanden sind, und dass viele der heute selbstverständlichen Einrichtungen erst nach dem Zweiten Weltkrieg den Eingang in die Werkstätte des Chirurgen gefunden haben. Da aber in allen Beschreibungen auch die Entwicklung des Arztiums, die Fortschritte der Erkenntnisse vom gesunden und kranken Körper und die grossen wissenschaftlichen und personellen Meilensteine eingeflochten sind, verbirgt sich unter dem bescheidenen Titel des Buches eine spannende, sehr gut lesbare, reichlich bebilderte und sorgfältig dokumentierte Geschichte der Chirurgie ganz allgemein.

Felix Largiadèr, Erlenbach

Newton, Isaac: **Die mathematischen Prinzipien der Physik.** Übers. und hrsg. von Volkmar Schüller. Berlin, New York, de Gruyter, 1999. VIII, 683 S. Fig., Faks. DM 378.–; SFr. 336.–. ISBN 3-11-016105-2.

Die heute massgebliche kritische Edition von Newtons Hauptwerk *Philosophiae naturalis principia mathematica* (1687) ist das 1972 erschienene zweibändige Werk von Koyré, Cohen und Whitman¹. Sie fusst auf dem Text der 3. *Principia*-Ausgabe (1726) unter Angabe aller Varianten der Texte von insgesamt acht Vorlagen: der drei gedruckten Originalausgaben von 1687, 1713 und 1726, des Originalmanuskriptes

1 A. Koyré/I. B. Cohen/A. Whitman: *Isaac Newton's Philosophiae naturalis principia mathematica, the third Edition (1726) with Variant Readings*, 2 vol. (Cambridge, Mass./Cambridge, England 1972).

sowie von vier annotierten Hand- und Durchschussexemplaren Newtons. Diese kritische Edition unterlegt auch Schüller seiner deutschen Übersetzung und berücksichtigt zusätzlich noch John Lockes Handexemplar der ersten *Principia*-Ausgabe von 1687, das ebenfalls mit Annotationen versehen ist, die allerdings vermutlich von Newton selbst angeregt worden sein dürften.

In der Folge wurden die *Principia* nach und nach in alle Kultursprachen übersetzt². Die erste komplette deutsche Übersetzung erfolgte 1872 durch J. Ph. Wolfers³, natürlich nach anderen formalen Aspekten als die hier zu besprechende (cf. *infra*).

Die ersten 20 Seiten dieses – vollständig ins Deutsche übertragenen – Bandes bilden ein dreiseitiges, globales Inhaltsverzeichnis, Halleys Loblied auf Newton in 48 Hexametern und die vier Vorworte zu den drei Hauptausgaben 1687 (von Newton), 1713 (von Newton und Cotes) und 1726 (von Newton) samt der faksimilierten Titelblätter. Dann folgt der eigentliche Text von Newtons Hauptwerk: Nach Vorausschickung der *Definitionen* und der *Axiome oder Bewegungsgesetze* kommen die 14 Kapitel (Sektionen) des ersten Buches *Über die Bewegung der Körper*, dann die 11 Kapitel des gleichbetitelten zweiten Buches und schliesslich das dritte Buch *Über das Weltsystem*. Dem Newtonschen *Principia*-Text sind acht Textanhänge beigegeben, von denen sieben im wesentlichen Manuskripte Newtons bringen, wie Entwürfe, Zusätze, Einlageblätter in verschiedenen Originalausgaben und Newtons Handexemplaren, sowie einige Nachlassstücke. Im Anhang VIII werden 8 zeitgenössische Rezensionen der ersten drei *Principia*-Ausgaben sowie Halleys *Abriss der Gezeiten-theorie* (von 1697) in deutscher Übersetzung präsentiert. Ein ausführliches *Nachwort des Übersetzers und Herausgebers* (im Inhaltsverzeichnis p. VII heisst das allerdings «Anhang des Herausgebers»), 16 Seiten Anmerkungen, ein Abkürzungsverzeichnis sowie ein 30seitiges Namen- und Sachregister beschliessen den Band.

Dass in diesem Band eine ungeheure Arbeit steckt, bedarf keiner besonderen Erwähnung; ein derartiges Unterfangen ist geistige Schwerarbeit, wie jeder weiss, der einmal Vergleichbares unternommen hat. Ausser dem Newtonschen Haupttext sind die nahezu 3600 Textvarianten natürlich auch übersetzt worden, wobei noch gegen 200 Anmerkungen in den Textanhängen hinzukommen.

Werfen wir zuerst einen Blick auf Schüllers eigene *Anmerkungen* (pp. 634–650). Sie betreffen meist (nicht immer) *terminos technicos*, die tatsächlich einer mehr oder weniger ausführlichen Erklärung bedürfen und die manchmal – wie z.B. das nicht übersetzte *via insita* oder *latus rectum* (p. 79, 646) – im Register als Stichwort auftauchen. Zum heute kaum oder nicht mehr verwendeten Begriff *Sinusversus* (zu p. 10) darf man doch einfach erläuternd sagen, dass es sich bei *sinus versus x* um $1 - \cos x$ handelt (bereits bei H. Fabry, 1659). Warum der Ausdruck (p. 23) *quantum in se est* nicht übersetzt und nicht einfach die aus den geläufigen Lukrez-Übersetzungen «so weit es an ihm liegt» übernommen wird, erklärt Schüller, der 1990 im Anschluss an Cohen⁴ genau darüber eine Abhandlung⁵ geschrieben hat, in 8 Zeilen (p. 636). Ein

2 Cf. die Auflistung im Band II, App. VIII der Ausgabe von Koyré/Cohen/Whitman.

3 Isaac Newton: *Mathematische Prinzipien der Naturlehre*. Mit Bemerkungen und Erläuterungen herausgegeben von J. Ph. Wolfers (Berlin 1872; fotomech. Reprint WBG, Darmstadt 1963).

4 I. B. Cohen: «'Quantum in se est': Newton's Concept of Inertia in Relation to Descartes and Lucretius», *Notes and Records of the Royal Society of London* 19 (1964) 131–155.

5 V. Schüller: «Die Bedeutung von 'quantum in se est' in Newtons Principia», *NTM, Leipzig* 27 (1990) 11–23.

sehr störender Druckfehler ist in der Mitte der Seite 640 passiert: Die Seitenführungszahl 60 sollte ganz wegfallen, so dass man nicht auf p. 60 vergeblich im Text umherirrt, denn das Stichwort bezieht sich noch immer auf p. 28. Die Kommentierung der Textseite 14 mündet in einen fast 4seitigen – willkommenen – Exkurs in die Geschichte der Stossgesetze. Dass hingegen Schüller zu den nächsten ca. 150 Seiten kaum etwas zu kommentieren hat, hängt vielleicht damit zusammen, dass er damals in der DDR nicht über das achtbändige, massgebliche Werk von D. T. Whiteside⁶ verfügen konnte, ansonsten er doch gewiss etwas über Newtons mathematische Meisterleistung, nämlich die Bewältigung eines Tripelintegrals der Potentialtheorie (Buch 1, Kap. 12, Prop. LXXIX–LXXXII, pp. 216ff.), gesagt haben würde. Ebenfalls hätten wir eine Kommentierung von Newtons «Fluxionslemma» (Buch 2, Kap. 2, Lemma II) zu pp. 256–258 erwartet – eine gute Gelegenheit, um das noch immer weit verbreitete Vorurteil erneut zu widerlegen, die in den Kernstücken der *Principia* verwendeten Beweismethoden seien im wesentlichen Fluxionsanalysis, geschickt verkleidet im Gewand konventioneller synthetisch-geometrischer Beweise⁷. In der Anmerkung zu p. 264 nehmen wir stirnrunzelnd zur Kenntnis, dass es zwischen Newton und Johann Bernoulli «offenbar keinen Prioritätsstreit [gegeben habe]». Diese Aussage gehört dahin relativiert, dass es zwischen diesen beiden Gelehrten zwar keinen *offenen* derartigen Streit gegeben hat, doch wissen die Kenner recht gut, dass Bernoulli als aktiver Parteigänger von Leibniz – und notorischer Gegner der englischen Mathematiker – am ominösen «Flugblatt» von 1713 wesentlich beteiligt war. Auch zum *Scholion* zur Proposition XXXIV (Theorem XXVIII) hätten wir einen Kommentar erwartet, handelt es sich dabei doch um nichts Geringeres als um Newtons kühnen Vorstoss in mathematisches Neuland: in die Variationsrechnung. Kein einziger der bedeutendsten Zeitgenossen – Leibniz eingeschlossen! – hat das damals mit Verständnis quittiert⁸.

Was die *Übersetzungen* anbelangt, macht Schüller einen glücklichen Anfang, indem er gleich im Titel des Werkes den Terminus *Naturphilosophie* durch *Physik* ersetzt, und das rechtfertigt er in seinem *Nachwort* plausibel (p. 622f.). Seine an sich klugen Bemerkungen *Zur Übersetzung* (p. 621ff.) sind zwar für den Neuling in solchen Dingen nützlich, doch für das (wahrscheinlich gewünschte) Zielpublikum zu ausführlich, ja eigentlich überflüssig. Sicher jedem Leser höchst willkommen werden jedoch die Erklärungen Schüllers zur Newtonschen mathematischen Terminologie und ihren modernen Entsprechungen sein (p. 329ff.), mit deren Hilfe sich auch der «Normalleser» den Weg durch das Dickicht des Newtonschen «Literalkalküls» bahnen kann, dessen Form durch die vorliegende Übersetzung – in erfreulichem Gegensatz zu Wolfers Darstellung – unangetastet bleibt. Etwas verwunderlich bleibt der Umstand, dass Newtons Ausdruck *geometra* nicht mit «Mathematiker» übersetzt wird (p. 41, 57), und recht störend ist die Übertragung des Superlativs *praestantissimus* mit dem blassen, journalistisch anmutenden «grossartig» (p. 1). Wahrscheinlich hätte Schüller in der Halleyschen *laudatio* (p. 1–2) überhaupt auf die Beibehaltung des Vers-

6 D. T. Whiteside (ed.): *The Mathematical Papers of Isaac Newton*, 8 vol. (Cambridge 1967–1981).

7 D. T. Whiteside: *The Mathematical Principles underlying Newton's Principia Mathematica*. Gibson-Lecture 1969 (Glasgow 1970); E. A. Fellmann: «Newtons Principia», *Jber. DMV* 77, H. 3 (1975) 107–137, hier speziell 128.

8 E. A. Fellmann: «The *Principia* and Continental Mathematicians», *Notes and Records of the Royal Society of London* 42 (1988) 13–34, hier speziell 24.

masses mit Vorteil verzichten und sie prosaisch wiedergeben sollen, denn die metrischen Brüche und rhythmischen Ungereimtheiten empfindet man eher als störend. Auch Newtons Ausdruck *artes omnes manuales* wird im Deutschen durch «die gesamte Technik» nicht hinreichend abgedeckt (p. 3) und etwa mit «alle Handfertigkeiten» (Wolfers) präziser getroffen.

Druckfehler kommen in diesem sonst so anspruchsvollen Band leider derart zahlreich vor, dass ich gar nicht erst mit einer Aufzählung beginnen möchte – auch dort nicht, wo sie sinnenstehend oder fehlerhaft sind wie etwa auf p. 651 bei der Erklärung der von Newton im lateinischen Text benutzten Abkürzungen: bei *Q.E.O.* für *O.* = *ostendum* statt *ostendendum*. Ferner sollte der Name des bekannten französischen Mathematikers François Viète in einer modernen Darstellung weder als *Vietà* (p. 94) noch als *Vietà* (p. 647) geschrieben werden. Doch die angeführten Mängel – oft Kleinigkeiten – erinnern uns an Leibniz' Horatisches Lieblingswort:

verum ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
offendar maculis, quas aut incuria fudit
aut humana parum cavit natura ...⁹

Der Registerteil (*Namen- und Sachregister*) berücksichtigt zwar bloss die von Newton geschriebenen Texte einschliesslich des Vorwortes von Cotes, führt aber in dieser Beschränkung sehr gut. Eine Aufsplitterung dieses Registerteils in ein – neuere einschlägige Sekundärliteratur berücksichtigendes – Namenregister und ein – um ein Glossar vermehrtes – Sachregister wäre ein Desiderat für eine allfällige zweite Auflage, die jedoch nochmals grundsätzlich durchgesehen werden müsste. Doch auch so wird diese neue *Principia*-Übersetzung ihren Platz in der Wissenschaftsgeschichte behaupten, und es ist zu hoffen, dass durch sie Newtons Gedankenwelt im deutschsprachigen Raum neue Freunde gewinnen wird.

Emil A. Fellmann, Basel

Roelcke, Volker: **Krankheit und Kulturkritik. Psychiatrische Gesellschaftsdeutungen im bürgerlichen Zeitalter (1790–1914)**. Frankfurt/New York, Campus Verl., 1999. 252 S. DM 58.–; SFr. 55.–. ISBN 3-593-36208-2.

«Krankheitsbegriffe [...] sind auch kulturelle Produktionen, in denen sich – neben dem jeweiligen medizinischen Wissensbestand – charakteristische Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster einer Zeit widerspiegeln. Darüber hinaus wirken diese medizinischen Begriffe und die mit ihnen verbundenen Theorien auch selbst strukturierend auf gesellschaftliche Wahrnehmungs- und Handlungsformen ein.» Von dieser Prämisse ausgehend, analysiert Volker Roelcke die Entstehungs- und Rezeptionsbedingungen des medizinischen Deutungsmodells Zivilisationskrankheit vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs. Diesem Modell liegt die Vorstellung zugrunde, dass zwischen den Lebensbedingungen und dem Auftreten bestimmter Erkrankungen ein Zusammenhang besteht. Roelcke stellt deshalb die Hypothese auf, dass auch die Geschichte des Bürgertums und der bürgerlichen

⁹ Horaz, *De arte poetica* 351–353. Deutsch (nach H. Färber): «Indes wo im Grossen das Werk blitzsauber ist, werde ich nicht Ärgernis nehmen an vereinzelt Fleckchen, wie sie flüchtiger Hand entgleiten konnten oder wie nach menschlicher Art auch Sorgfalt sie nicht ganz verhütet hat.»

Gesellschaft berücksichtigt werden muss, wenn man die Herausbildung der Psychiatrie als eigenständige Disziplin verstehen und den medizinischen Diskurs über den Zusammenhang zwischen Gesellschaft und Gesundheit analysieren will.

Zu diesem Zweck wählt Roelcke innerhalb seines Untersuchungszeitraums verschiedene Mediziner aus, die seiner Meinung nach wichtige Grundsteine für die spätere Ausformung des Begriffs Zivilisationskrankheit gelegt oder den Begriff selbst geprägt haben. Er beginnt mit einer Analyse der Vorstellungen von Johann Christian Reil am Ende des 18. Jahrhunderts, fährt fort mit den Auseinandersetzungen zwischen Johann Christian Heinroth und Christian Friedrich Nasse am Anfang des 19. Jahrhunderts und geht dann auf Wilhelm Griesinger und die Weiterentwicklung seiner Theorien durch Richard von Krafft-Ebing, Valentin Magnan und Paul Julius Möbius ein. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts schufen – so Roelcke – die Praxis der Elektrotherapie und die Konzeption des Nervensystems als elektrische Maschine die Voraussetzungen für ein neues Krankheitsbild: die Neurasthenie, die der Amerikaner George Miller Beard erstmals als eigenständiges Krankheitsbild beschrieben hat. Während Zivilisation zuvor nur als eine von vielen Ursachen für Krankheit galt, war Neurasthenie im Sinne Beards das erste spezifische Krankheitskonzept, das als Zivilisationskrankheit abgegrenzt wurde. Das Neurasthenie-Konzept verbreitete sich Ende des 19. Jahrhunderts rasch; nach Roelcke stellte die Medizin hier ein Deutungsangebot zur Verfügung, das die Krise des bürgerlichen Selbstbewusstseins plausibel erklären konnte und um die Jahrhundertwende mit einem weiteren Deutungsangebot, dem Konzept der Degeneration, verschmolz. Knüpfte man zunächst unmittelbar an Beards Neurasthenie-Begriff an, nahm die Kritik am inflationären Gebrauch der neuen Kategorie ab etwa 1895 deutlich zu. Aus dieser Kritik wurden unterschiedliche Konsequenzen gezogen, die Roelcke anhand der Position dreier Autoren – Emil Kraepelin, Oswald Bumke und Sigmund Freud – abschliessend aufzeigt.

Die Studie bringt eine Fülle interessanter Informationen, die aber zuwenig miteinander verbunden werden. So bleiben zum Beispiel die Kriterien, nach denen die untersuchten Mediziner ausgewählt wurden, unklar, und bei der Analyse ihrer Schriften verliert der Autor die Fragestellung zuweilen aus den Augen, so dass die «langfristigen thematischen Kontinuitäten innerhalb des psychiatrischen Diskurses» eher postuliert als herausgearbeitet werden. Auch angesichts der zahlreichen sprachlichen Fehler hätte sich ein Lektorat ausgezahlt; das Konzept und die Einzelergebnisse der Studie wären (noch) besser zum Tragen gekommen.

Marietta Meier, Zürich

Rutten, A. M. G.: **Dutch transatlantic medicine trade in the eighteenth century under the cover of the West India Company**. Rotterdam, Erasmus, 2000. 168 p. Ill. Hfl. 59.50. ISBN 90-5235-148-1.

Thème original et peu traité que celui choisi par l'historien de la médecine et de la pharmacie néerlandais A. M. G. Rutten dans son dernier ouvrage! Après avoir présenté l'usage des drogues psychotropes dans le monde antique (cf. *Gesnerus* 56 [1999] 151, 152), il s'attaque aujourd'hui au commerce des médicaments entre l'Europe, avant tout les Pays-Bas, et l'Amérique Centrale d'une part, les côtes occidentales de l'Afrique d'autre part.

Et comme l'histoire se fait avec des documents, Rutten, qui le sait bien, utilise avec intelligence les archives de la Compagnie des Indes Occidentales pour procéder à une analyse des médicaments embarqués par les Hollandais sur les navires à destination des colonies et surtout des centres de commerce néerlandais sous les Tropiques, à Curaçao, en Guyane, mais aussi en Afrique. Il compare ces listes, qui contiennent souvent le prix des drogues, avec les médicaments contenus dans diverses éditions de la Pharmacopée d'Amsterdam et livre au passage une description du système médico-pharmaceutique, des usages thérapeutiques mais aussi de la pathologie tropicale dans ces territoires où se mêlaient colons blanc, indigènes et, pour l'Amérique, esclaves noirs. De nombreux tableaux viennent étayer les propos de l'auteur.

Rutten met aussi en avant la découverte et l'importation en Europe de quelques drogues africaines et surtout des médicaments américains où le gaïac, la salsepareille, un peu plus tard l'ipécacuanha et l'écorce de quinquina viennent, parmi d'autres, bouleverser le paysage thérapeutique et mettre à mal, véritable coupure épistémologique, les théories de Galien. Regrettons que pour cette dernière perspective, il semble ignorer nombre de travaux issus des historiens de la pharmacie espagnols.

Histoire pionnière que celle du commerce des médicaments, mais aussi histoire interdisciplinaire qui lie les aspects économiques, politiques et scientifiques, sans oublier la géographie et l'étude des routes commerciales. Espérons que ce travail va trouver des émules!

François Ledermann, Berne

Satzinger, Helga: **Die Geschichte der genetisch orientierten Hirnforschung von Cécile und Oskar Vogt (1875–1962, 1870–1959) in der Zeit von 1895 bis ca. 1927.** Stuttgart, in Komm. Deutscher Apotheker Verl., 1998. 365 S. Ill. (Braunschweiger Veröffentlichungen zur Geschichte der Pharmazie und der Naturwissenschaften, 41; zugl. Diss. TU Braunschweig, 1996). DM/SFr. 45.–. ISBN 3-7692-2371-3.

Wie sie selbst betont, ist die Autorin nicht so sehr an der Destillation des sukzessiven Erkenntnisfortschritts als vielmehr an den Bedingungen für die Bearbeitung eines wissenschaftlichen Grenzbereichs zwischen Biologie und Medizin interessiert. Es handelt sich um eine sorgfältige Analyse eines riesigen Quellenmaterials, die sich ausser im Text in über 1600 Anmerkungen niederschlägt. Neben den technischen und finanziellen Voraussetzungen beschäftigt sie sich auch mit den histologischen «Deutungsmustern», die im vorliegenden Fall nicht zuletzt von politischen und frauenfeindlichen Denkschemata der Kaiserzeit geprägt wurden. In ihrem Ansatz folgt sie den Grundlinien moderner Wissenschaftstheorie nach M. Hagner und ändert. Drei Schwerpunkte sieht sie im gemeinsamen Lebenswerk des deutsch-französischen Ehepaars Vogt-Mugnier: (1) Die Psychotherapie unter Anwendung der Hypnose, (2) die klinische und vergleichende Anatomie des Grosshirns kombiniert mit reizphysiologischen Experimenten, (3) die evolutions-biologische Variations- und Vererbungs-forschung ausgehend von einer im Jünglingsalter von Oskar Vogt begonnenen Hummelsammlung. Spannend ist die Geschichte der gewissermassen aus den Eierschalen eines improvisierten Privatlabors handstreichartig gegen den Widerstand der medizinischen Fakultät durchgesetzten Einrichtung des Neurobiologischen Laboratoriums der Berliner Universität, die bald zur provisorischen Institutsgründung bei der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft führte. Das Unternehmen wäre ohne politischen Druck

und die Hilfe aus dem Haus der Rüstungsmagnaten Krupp kaum zustande gekommen. Ein wichtiges Kapitel beschreibt Oskars Werdegang zum Psychotherapeuten und Hypnotiseur, wobei August Forel als Mentor eine massgebliche Rolle zukam. Schliesslich endete jedoch die Hypnoseperiode mit dem Rückzug, also eher einem Fiasko, teils unter dem Druck seitens naturwissenschaftlich orientierter Kollegen und der Anhängerschaft von Sigmund Freud. Fragt man gegen die Absicht der Autorin nach den neurowissenschaftlichen Errungenschaften, so ergeben sich aus ihrer Darstellung die folgenden Punkte: (1) die Entdeckung der laminierten Feldstruktur der Hirnrinde, der «Brodmann'schen Felder», (2) die Kerneinteilung des Thalamus und die Faseranatomie von striär-bedingten Bewegungsstörungen, (3) der systematische Aufbau von beispielhaften Forschungsstationen, aus denen schliesslich das gigantische Kaiser-Wilhelm-Institut für Hirnforschung in Berlin-Buch hervorging. Dabei darf die am selben Objekt durchgeführte elektrische Reizung und die Mikroskopie als Vorgänger der heutigen multidisziplinären Hirnforschung gelten. Allerdings mussten die Vogts selber zugeben, dass ihnen der anvisierte Erfolg bei der Lösung der Lokalisationsfrage versagt blieb. Beiläufig erfährt man, dass Oskar nie habilitiert war und erst spät vom Bildungsminister einen Professortitel und das zugehörige Gehalt erhielt; Cécile musste noch viel länger darauf warten. Neben weiteren Benachteiligungen, unter denen sie als Frau zu leiden hatte, werden ihre grossen Verdienste um die Hirnanatomie von der Autorin gebührend gewürdigt. Satzingers Abhandlung endet lange vor der Hitlerzeit, die mit neuen Bedrängnissen und sogar mit dem Exil der Vogts im Schwarzwald auf sie wartete. Unter dem Gewicht der primären Quellen über die Vogts und deren Forschung geriet die Einbettung ihrer neurowissenschaftlichen Ergebnisse in den Stand der zeitgenössischen Forschung im Ausland etwas in den Hintergrund. Dafür erhielten die Bestrebungen auf einem andern Gebiet den gebührenden Stellenwert: In der «Konjunktur» (Hagner) der Hirnforschung mit der Genetik, mit der sich die letzten Kapitel dieser informativen, aber nicht ganz leicht zu lesenden Monographie eingehend beschäftigen.

Konrad Akert, Zürich

Schalley, Andrea C.: **Das mathematische Weltbild der Maya.** Frankfurt am Main etc., Lang, 2000. 296 S. Ill. (Grazer Alttertumskundliche Studien, 6). SFr. 68.–. ISBN 3-631-35091-0; ISSN 0947-3157.

In den letzten Jahrzehnten ist die Erforschung der Hochkultur der Maya, die ja lange als «versunken» gegolten hat, zu Resultaten gelangt, die es ermöglichen, nicht nur die Ruinen ihrer architektonischen Kunstwerke zu beschreiben und zu bewundern, sondern auch Einblicke in die geistige Welt der Maya zu gewinnen. Die Autorin des vorliegenden Bandes der «Grazer Alttertumskundlichen Studien», Andrea C. Schalley, hat eine Gesamtschau der Maya-Mathematik und deren Anwendungen erarbeitet, die sie nun in einem interessanten, reichhaltigen und sehr verständlich geschriebenen Buch vorlegt; ein Buch, das keineswegs nur gewisse Mathematikhistoriker ansprechen wird, sondern sicher auch viele weitere Freunde der Geschichte alter Hochkulturen.

Das *Maya-Gebiet*, rund 324 000 km², umfasst Teile des heutigen Mexikos, die Staaten Guatemala und Belize (das frühere Britisch-Honduras), ferner noch Teile von Honduras und El Salvador. – Die *Kultur der Maya* gilt als die höchstentwickelte der prä-

kolumbischen Kulturen Amerikas, vor allem aufgrund ihrer Leistungen in der Kunst und in der Architektur, ihrer astronomischen Kenntnisse, ihrer Entwicklung einer Schrift und schliesslich eines sehr differenzierten Kalendersystems. Die Höhepunkte dieser Kultur mit ihren bewundernswerten Leistungen in Kunst, Architektur und Wissenschaft liegen in der «klassischen Zeit» (ungefähr 250 n.Chr. – 900 n.Chr.). Mit der spanischen Eroberung (zwischen 1500 und 1700) kam es zu einem eigentlichen Bruch in der Entwicklung der Maya-Kultur infolge der Ausbeutung, der Unterdrückung, der radikalen Christianisierung, des Einschleppens bisher unbekannter Krankheiten durch die spanischen Kolonialherren, denen zudem auch jedes Verständnis für die Lebensweise der Maya fehlte. Die Autorin schliesst ihre Einführung ab mit der Darstellung des Forschungsstandes und der Primär- und Sekundärliteratur; bemerkenswert ist ihre Feststellung, dass die Maya-Kultur in der Mathematikgeschichtsschreibung noch weitgehend unbeachtet geblieben ist!

Sie gibt dann anschliessend eine Einführung in das *Schriftsystem der Maya* (Anfänge im 2. Jh.). Es ist das am weitesten entwickelte Schriftsystem im vorspanischen Amerika: «Die Maya-Schrift ist eine der erstaunlichsten intellektuellen Leistungen, die je ein indianisches Volk hervorgebracht hat.» Diese Schrift ist logosyllabisch: Es existieren also Schriftzeichen für Wörter (etwa die Hälfte aller Zeichen) und solche für Silben.

Die *Religion der Maya* war keineswegs eine «Sammlung absonderlicher Mythologeme und exotischer Kulte»; nein, sie war «eine hocheffiziente Definition des Wesens der Welt», die u.a. auch Fragen nach der Einbindung des Menschen in seine Familie und Umwelt und auch in die Welt seiner Götter beantwortete. Im Rahmen unserer Rezension können wir leider nicht auf das inhaltsreiche Kapitel, das dem religiösen Weltbild der Maya gewidmet ist, näher eingehen und z.B. die gegenseitige Durchdringung von Diesseits und Jenseits schildern. Die Maya hatten einen *abstrakten Zahlbegriff*, der beliebig weites Zählen ermöglichte und ihnen gestattete, Algorithmen für kompliziertere Rechnungen zu schaffen und so Rechnungen für ihre täglichen Bedürfnisse und den Handel durchzuführen, Zeitberechnungen und astronomische Probleme mathematisch anzugehen und sie auch für kultische Zwecke einzusetzen. Ihre Zahlen bildeten sie nicht im Zehnersystem wie wir, sondern im Zwanzigersystem (Vigesimalsystem), wie man es auch bei den Azteken und den Kelten gefunden hat. Sie schrieben sie hingegen wie wir in einem Stellenwertsystem (Positionssystem), allerdings meist vertikal, und verwendeten dabei verschiedene Varianten. Besonders interessant scheint uns die «abstrakte Variante», bei welcher man einen Punkt für eine Eins, einen waagrechten Balken für eine Fünf und ein besonderes Zeichen für die Null (!) gebrauchte. Ein einfaches Beispiel: Drei nahe übereinander liegende waagrechte Balken und ein Punkt unmittelbar darüber stellten zunächst 16 Einer dar; zwei Punkte, in einem gewissen Abstand dazu, in einer oberen Etage darüber angeordnet, bedeuteten 2 Zwanziger; die ganze Anordnung stellte also die Zahl 56 dar. – Es scheint, dass die Null nicht nur das Zeichen für eine nicht besetzte Stelle im Positionssystem war, sondern effektiv auch als Zeichen für die Zahl «Null» verwendet worden ist. – Ein besonderes Kapitel führt den Leser dann in leichtfasslicher Weise zu den *vier Grundoperationen im Zahlensystem der Maya* und zur Berechnung von Kalenderdaten.

Es ist nicht möglich, hier auch noch den Inhalt der beiden Kapitel «Die zeitliche Ordnung» und «Astronomie» zu skizzieren. Auch auf die zahlreichen instruktiven Abbildungen können wir hier nur hinweisen, ebenso auf das Literaturverzeichnis, das

mehr als fünfhundert Abhandlungen nennt. – Ein Buch, das man nicht einfach lesen wird, sondern als kompetent geschriebenes, übersichtliches Nachschlagewerk immer wieder benützen wird!

Robert Ineichen, Fribourg/Luzern

Schnier, Elke Brigitte: **Zur geschichtlichen Entwicklung der psychosozialen Versorgung seelisch erkrankter Kinder und Jugendlicher in Lübeck seit 1900**. Lübeck, Schmidt-Römhild, 2000. 185 S. Ill. (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, Reihe B, Bd. 31). DM 29.80. ISBN 3-7950.0469-1.

The opening of the clinic for child- and youth psychology in Lübeck in 1987, and the foundation of a chair in this discipline at the University earlier that year prompted Elke Brigitte Schnier to question what facilities were previously available to young mentally ill persons. This inquiry provides the motivation for this book. Based upon the premise that the 1920s witnessed numerous improvements in the field of care for children and youths, the primary focus of Schnier's work lies in the charting of these developments with specific reference to psychiatry in Lübeck from circa 1900. Brief mention is made, where relevant, to the mentally handicapped (*geistig Behinderte*). The main concern, however, lies in provisions made for mentally and psychologically sick children and youths (*seelisch erkrankte Kinder und Jugendliche*).

Prior to the twentieth century, Lübeck offered no facilities or institutions that specialised in the care of mental illness among the young. Bearing this in mind, the work opens with a historical overview of the development of the discipline of child psychology, with especial emphasis being given to Germany. Included in this are references to the provisions made for the care of the psychologically ill in Lübeck from the Middle Ages until 1912, and also to the general care of children and young persons in this town up until the beginning of the twentieth century. The second section of the book consists of an analysis of provisions for the young mentally ill up to the Second World War, and focuses upon the care of young psychopaths within Germany. It offers a detailed depiction of the activities of the *Beratungsstelle für psychopathische Jugendliche* from 1921 onwards, and also considers other institutions such as the *Erziehungsheim Wakenitzhof*, the *Heilanstalt Strecknitz*, the *Berend-Schröder-Schule* and the *Heim Vorwerk*. A third section briefly details provision for the care of the young mentally ill in Lübeck since 1945, including the establishment of the aforementioned clinic and university chair in 1987, and also the founding of the *Poliklinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie* in 1992.

Essentially a re-working of Schnier's dissertation, the book offers a predominantly factual, rather than an analytical, account of developments in the psychiatric care of children and youths in Lübeck. The sheer breadth of the subject matter that this study attempts to tackle combined with the organisation of the piece, frequently means that brief details are offered regarding each of the many topics under consideration. Consequently, the book is quite disjointed when read as a whole. It nevertheless offers an important initial contribution to a previously neglected field of study and it will serve as a useful reference guide and point of comparison to those interested in both the history of psychiatry and the history of medical care for children and youths. The work depicts itself as both a complimentary and expanded study to the 1984 work from the same series concerning psychiatry in nineteenth-century Lübeck: Karl-Heinz Reger

and Horst Dilling's *Psychiatrie in Lübeck: Das 19. Jahrhundert*. Its overwhelming localised emphasis also means that it would be of benefit to those with an interest in the history of the town.

Louise Gray, London

Simmer, Hans: **Der Berliner Pathologe Ludwig Pick (1868–1944). Leben und Werk eines jüdischen Deutschen**. Husum, Matthiesen, 2000. 457 S. Ill. (Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, 94). DM 122.-; SFr. 108.-. ISBN 3-7868-4094-6.

Im Berlin der Jahrhundertwende bestand neben dem Virchowschen Lehrstuhl für Pathologie eine Reihe von Prosekturen, deren Leiter ein hohes wissenschaftliches Ansehen besaßen. Hierzu gehörten David von Hansemann, Carl Benda, Rudolf Jaffé, Ludwig Pick, aber auch die daneben klinisch tätigen Eduard Hitzig, Emanuel Mendel, Richard Henneberg oder Max Bielschowsky. Die meisten waren Juden und daher schon damals kaum auf ein Ordinariat berufbar. Hans Simmer erinnert an den am 31.8.1868 in Landsberg/Warthe geborenen, am 3.2.1944 im Konzentrationslager Theresienstadt umgekommenen Pick, mit dessen Namen Krankheitsbilder wie das Adenoma tubulare ovarii, die ossäre Form des M. Gaucher, die Paramyloidose und die lipoidzellige Splenomegalie Niemann-Pick verbunden sind (nicht die Arnold Pick, Prag, zuzuordnende Picksche Atrophie). Nach Studienjahren in Heidelberg (Gegenbaur, Ruge), Leipzig (W. His sen., C. Ludwig) und Berlin (Virchow) erfuhr Pick eine Ausbildung als Pathologe bei E. Neumann und C. Nauwerk in Königsberg. Nach dem Militärdienst begann er 1893 seine Tätigkeit als Prosektor an der privaten Frauenklinik von Leopold Landau in Berlin. Die nächsten Jahre zeigen ihn als einen ungewöhnlich interessierten und publikations- und diskussionsfreudigen Gynäkopathologen. In Fortführung seines Dissertationsthemas befasst er sich mit der Differenzierung von Fibrin und Hyalin und wendet sich bald auch anderen Fragen der allgemeinen Pathologie wie der Sarkomentstehung (Embryonales Rhabdomyosarkom), der Metaplasie und Knochenpathologie, aber auch technischen Problemen wie der 1896 erstmals in Baltimore von Cullen angewandten Schnellschnittmethode zu. Hierfür wie für die von ihm erstmals ausgeführte diagnostische Milzpunktion entwickelt er geeignete Fixierungs-, Konservierungs- und Färbungsmethoden. Die Konstruktion eines Hobelmikrotoms oder später von Materialien zur Deckung von Schädelknochendefekten beweisen die glückliche Kombination technischer Fertigkeiten und sorgfältiger wissenschaftlicher Methodik. Erste Versuche von Hauttransplantationen beweisen seine ärztliche Hinwendung, der Aufbau seiner viel besuchten pathol.-anatomischen Sammlung sein pädagogisches Interesse. 1899 erfolgt mit Unterstützung durch Virchow die Habilitation. 1906 folgt er – inzwischen ein gesuchter Konsiliarius – v. Hansemann als Prosektor nach Friedrichshain an das erste städtische Krankenhaus Berlins. In Auseinandersetzung mit so bedeutenden Pathologen wie Cohnheim bestellt er hier ein weites Feld der speziellen Pathologie: Blasenmole, Chorionepitheliom, hypernephroide Tumore, toxisch bedingte Ochronosen oder die Alkaptonurie gehören ebenso dazu wie die Xanthome oder die Knochenveränderungen beim M. Gaucher. Hiermit hat er unter Heranziehung von Lipidchemikern auch den Weg zur pathogenetischen Klärung von Stoffwechselstörungen eingeschlagen. Glanzpunkt dieser Forschungen war die Beschreibung der nach dem Berliner Pädia-

ter Albert Niemann und Pick benannten Lipidose. Simmer geht ausführlich auf diese und andere Arbeiten Picks ein, dessen Produktivität selbst durch die Jahre des Ersten Weltkrieges nicht ganz unterbrochen wurde, in denen Pick sich – seiner deutsch-nationalen Grundeinstellung entsprechend – als Arzt zur Verfügung stellte und seine Erfahrungen in mehreren Arbeiten zur Kriegspathologie verbreitete. Wieder in Berlin, folgten Publikationen mit besonderer Bedeutung für die Neuropathologie, so die von ihm und Bielschowsky vorgeschlagene Gliederung der Neurome und Neurinome oder die Deutung miliärer Aneurysmen als Quelle von Hirnblutungen. Noch 1933 erreichten Pick Rufe nach Shanghai und an die University von Chicago, denen er aber nicht folgen wollte, obwohl ihm, Ende 1933 zwangspensioniert, die *Venia legendi* entzogen wurde. Simmer schildert das Verhalten der Fachgesellschaft zu ihrem früher hochgeehrten Mitglied, die vergeblichen Hoffnungen eines sich seiner Heimat, aber auch seinen Mitbetroffenen verpflichtet fühlenden Menschen, der selbst in diesen schweren Jahren versucht, ärztlich und wissenschaftlich weiterzuarbeiten, bis ihn im Frühjahr 1943 die Verhaftung durch die Gestapo und die Einweisung nach Theresienstadt von seiner Arbeit, aber auch von seiner Lebensgefährtin trennt. Während die Schilderung des wissenschaftlichen Werkes von Pick eher den Fachkollegen interessieren wird, ist dieser letzte, auf die Persönlichkeit Picks eingehende Abschnitt eine beispielhafte zeitgeschichtliche Schilderung, die in ihrer Differenziertheit eine breitere Leserschaft finden sollte.

Jürgen Peiffer, Tübingen

Sutton, John: **Philosophy and memory traces. Descartes to connectionism.** Cambridge, Cambridge University Press, 1998. XVII, 372 p. Ill. £ 40.-; \$ 69.95. ISBN 0-521-59194-5.

John Suttons inspirierte und detaillierte Untersuchung dient zunächst der Rechtfertigung des derzeitigen konnektionistischen Gedächtnismodells, das von – wie immer gearteten – substrathaften «Gedächtnisspuren» ausgeht, die in parallel verlaufenden, jedoch gleichzeitig dicht miteinander verknüpften und über «Gewichtungen» regulierten dynamischen Prozessen eine Verbindung zwischen gehabter Erfahrung und ihrer Erinnerung herstellen, jedoch nicht (unbedingt) als räumlich lokalisierbare permanente Substratveränderungen gedacht werden müssen. Auch durch seine potentielle Nähe zu den Neurowissenschaften hat diese Konzeption im letzten Jahrzehnt wieder grosse Bedeutung in den Kognitionswissenschaften erlangt, jedoch auch erbitterten Widerstand hervorgerufen.

Sutton stellt seine Analyse jedoch vor den Hintergrund historischer Gedächtniskonzeptionen, die durchaus Ähnlichkeiten und Vorläuferaspekte erkennen lassen. Diese sucht er naheliegenderweise in den neurophysiologischen Theorien des Cartesianismus und seiner Nachfolgemodelle, auch weiter ausgreifend in der Physiologie und Philosophie der «*Spiritus animales*», die über Jahrhunderte diese Wissensbereiche beherrschten. In diesem diachronen Gang durch die «Neurophilosophie» des Gedächtnisses stellt Sutton an die historischen Konzeptionen die gleichen Fragen, die auch die kritische Diskussion des Konnektionismus prägen. Somit dienen sich die aktuellen wie die historischen Gedächtniskonzeptionen gegenseitig zur Folie, vor der sie sich (in ihren Unterschieden und Gemeinsamkeiten, in ihrer Plausibilität oder Inkonsequenz) besonders differenziert darstellen lassen. Freilich denkt auch Sutton

selbst in den Kategorien des Konnektionismus und sucht Plausibilität vor allem in den Elementen vergangener neurophilosophischer Konzeptionen, die seiner Ansicht nach kongruent mit konnektionistischen Gedächtnismodellen gedacht werden können.

Trotzdem vermag er in seiner engagierten und ausgesprochen differenzierten Analyse, die eine umfassende Auswahl der immensen englischsprachigen Literatur aus Wissenschaftsgeschichte, Philosophie und Psychologie diskutiert, der «Neurophilosophie» der *Spiritus animales* und der an dieser ausgerichteten Gedächtnistheorie des 18. Jahrhunderts (Descartes, Locke, Sydenham, Hooke, Malebranche, Moore, Hume, i.B. auch David Hartley) neue Aspekte abzugewinnen und diese – auch in der Auslotung ihrer Bedeutung in Philosophie, Theologie, Metaphysik, Okkultismus und ihrer sozialen Weiterungen und wissenschaftstheoretischen Möglichkeiten – in einer Differenziertheit darzustellen, die ihresgleichen sucht. Sutton geht hierbei auch den «klassischen» Fragen in der Cartesianismus-Diskussion nach, wie der Offenheit bzw. Abgeschlossenheit des cartesianischen Organismus, seiner dynamischen Veränderlichkeit und mentalen Prägung, des weiteren untersucht er die Definition der persönlichen Identität, wie sie in diesem Denkstil im Kontext der sozialen Ideale und ethischen Normen des 18. Jahrhunderts verstanden werden konnte.

Mit diesen umfassenden Überlegungen vermag Sutton die Neurophilosophie des 17. und 18. Jahrhunderts in ihrer auch heute noch überraschenden Plausibilität zu begreifen und von – oft pauschalen, mitunter ideologiegeleiteten – Vorurteilen zu befreien. Die philosophie- und kulturgeschichtliche Dimension dieses sehr kenntnisreichen historischen Exkurses belegt, wie bedeutungsvoll die Verknüpfung von Physiologie und Philosophie auf diesem Feld in der Vergangenheit war, und gibt, wie es das erklärte Ziel von Suttons Arbeit ist, dem aktuellen interdisziplinären Ansatz Impulse und Argumente.

Michael Kutzer, Mainz

Thiele, Rüdiger (Hrsg.): **Mathesis. Festschrift zum siebzigsten Geburtstag von Matthias Schramm.** Berlin; Diepholz, GNT Verl. für Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik, 2000. 348 S. Ill. Euro 38.50. ISBN 3-928186-43-4.

Der Band vereinigt 14 Aufsätze von Freunden, Kollegen und ehemaligen Schülern des 1996 emeritierten Tübinger Wissenschaftshistorikers Matthias Schramm. Die Beiträge behandeln verschiedene logik-, mathematik-, physik- und astronomiehistorische Fragen, die zeitlich von der Antike bis ins neunzehnte Jahrhundert reichen. Die Breite der behandelten Themen reflektiert die weitgefächerten Interessen Schramms, gewürdigt in Michael Heidelbergers *Laudatio* und dokumentiert durch eine Bibliographie der Arbeiten Schramms, einem Bericht über seine Seminare sowie einem Verzeichnis der während seiner über 30jährigen Tübinger Wirksamkeit dort behandelten Texte. Thematisch liegt ein Schwerpunkt der Beiträge auf der Geschichte der Analysis. So gibt der Herausgeber einen historischen Überblick über die Geschichte des Funktionsbegriffs bis Euler mit Betonung des Einflusses der Variationsrechnung, und Detlef Spalt begründet in einer kritischen Betrachtung der Analytiker des 19. Jahrhunderts seine These, dass für diese Zeit von einem einheitlichen Begriff des für die Analysis zentralen Begriffs einer reellen Funktion kaum gesprochen werden kann. Einem anderen mathematikhistorischen Thema wendet sich Karin Reich in ihrem

Beitrag über die Entdeckung und frühe Rezeption der Konstruierbarkeit des regelmässigen Siebzehneckes zu. Mit einer Episode aus der Geschichte der Physik beschäftigen sich Friedrich Steinles Überlegungen zum Verhältnis von Theoriebildung und experimenteller Praxis anhand seiner Analyse der Forschungsnotizen Ampères. Es liegt vielleicht im Wesen einer Festschrift für einen vielseitig interessierten Forscher und Lehrer, dass die darin versammelten, durchweg originellen und lesenswerten Beiträge keine gemeinsamen *thematischen* Fragestellungen teilen. Wollte man Gemeinsames der versammelten Aufsätze bezeichnen, so ist es vielleicht am ehesten die Bedeutung, welche den Primärtexten und Quellen zugemessen wird. Verbunden mit einer skeptischen Einstellung gegenüber expliziten wissenschaftstheoretischen oder -philosophischen Überlegungen erscheint hier die Lektüre alter mathematisch-naturwissenschaftlicher Texte als die vornehmste Aufgabe wissenschaftshistorischer Arbeit.

Tilman Sauer, Bern

Whitfield, Peter: **Landmarks in Western science. From Prehistory to the Atomic Age.** London, The British Library, 1999. 256 p. Ill. £ 20.–. ISBN 0-7123-4640-6.

Es ist ein Wagnis, die Geschichte der Wissenschaften auf 250 Seiten darzustellen, auch wenn die Beschränkung auf «Sciences» (Naturwissenschaften) und auf die westliche Welt die Aufgabe scheinbar erleichtert. Peter Whitfield hat einen lesenswerten, an Informationen, Einsichten und Fragen reichen, anregenden Band geschrieben, der sorgfältig ediert worden ist, wenn auch etwas zu viele Druckfehler (Wortwiederholungen) stehen geblieben sind. Das Buch ist umfassend illustriert, wobei Schwerpunkte bei der ägyptischen, arabischen, spätmittelalterlichen, barocken und aufklärerischen Ikonographie gesetzt wurden.

Der Text ist als Erzählung konzipiert, die von der Durchsetzung der empirischen Erkenntnis in der direkten Beobachtung, im Kontakt mit praktischen Anwendungen und der pragmatischen Verwendung mathematischer Instrumente berichtet. Der Autor betrachtet Einflüsse von Religionen und Philosophien, namentlich derjenigen Platons, als Hindernisse der Entfaltung wissenschaftlichen Wissens. Seine Erzählung gipfelt konsequenterweise im Jahrhundert der wissenschaftlichen Revolution(en) zwischen Galilei und Newton, wobei er allerdings dem 19. Jahrhundert den gebührenden Respekt erweist. Wer nun erwartet, dies sei eine einfache Fortschrittsgeschichte, die in den am Ende des 20. Jahrhunderts erreichten Einsichten eine Apotheose findet, verkennt die Differenziertheit der Argumente von Whitfield. Zwar stellt er das 20. Jahrhundert als Ergebnis einer radikalen Trennung von «Philosophie» (d.h. die Frage nach dem Warum, Wozu und Wohin) und «Wissenschaft» (die Frage nach dem Wie) vor, aber der befreite Verstandesgebrauch entfernt sich vom intuitiv Nachvollziehbaren, dem lebensweltlich Vernünftigen, der Rationalität der klassischen Physik und begibt sich in Bereiche, in denen die Phänomene nurmehr durch Mathematik adäquat beschrieben werden können. Diese Wissenschaft stiftet keinen «Sinn» mehr, sie behandelt die Evolution als ungerichtet und das Atom nicht als kleines Newtonsches Sonnensystem, sondern als quantenmechanisches Modell, das nur in mathematischer Sprache diskutiert werden kann. Am vorläufigen Ende dieser Geschichte steht ein (scheinbares) Paradox: Eine Wissenschaft, die die Welt durch Technik laufend umgestaltet, wie sie dies spätestens im 18. Jahrhundert zu tun begonnen hat, die

sich aber nicht dazu eignet, dieser Welt einen Sinn zu geben. «It has led us into a new labyrinth, where every turning leads merely to another, and every answer throws up a fresh mystery» (S. 225). Der Autor diskutiert die Frage nicht, ob sich darin ein Element zur Erklärung der vielbeklagten Entfremdung zwischen Naturwissenschaft und Gesellschaft fände.

Der Bericht endet damit anders, als die klassisch-empiristische Anlage erwarten lässt, und regt gerade dadurch zum Nachdenken an. So lassen sich einzelne Kapitel nach topischen Begriffspaaren wie «Philosophie vs. Empirie», «Platon vs. Aristoteles», «Autorität vs. freien Verstandesgebrauch», «Buchgelehrsamkeit vs. direkte Beobachtung und praktische Erfahrung» organisieren. So lässt sich behaupten, dass die antiken Wissenschaften den Anschluss an die Technik verpassten, dass die Religion in Islam wie Christentum zwar einzelne Blütezeiten und Renaissance wissenschaftlichen Interesses zuliessen, nicht aber eine Verwissenschaftlichung der Welt erlaubten. «Religion» wird in dieser Auffassung wie die «Philosophie» und deren Frage nach den Zwecken zu einem Hindernis in der Laufbahn der Wissenschaften, und die Rolle der Neoplatoniker in der Auseinandersetzung mit der Scholastik wird negativ eingeschätzt. Bezeichnenderweise würdigt Whitfield religiöse Aspekte von Gesellschaften, die den modernen Wissenschaften einen Platz einräumten, nicht als solche. Diese Lücke ist für das 17. Jahrhundert (England) besonders überraschend.

Es gehört zu den Vorzügen des Bandes, dass der Autor die arabische Wissenschaft eingehend würdigt und dass er bei aller Vorliebe für Physik, Astronomie, Astro- und Kernphysik und Kosmologien den molekularen Wissenschaften und den Wissenschaften vom Lebendigen den gebührenden Platz zugesteht. Was die letzteren betrifft, so vermeidet er den Gegensatz zwischen Naturgeschichte und Physiologie, zwischen der Beschäftigung mit der Vielfalt und der Erkenntnis der Grundlagen des Lebens. Die «moderne Synthese» gehört für ihn zu den zentralen Errungenschaften des 20. Jahrhunderts, und die Beleuchtung der Geschichte der Life Sciences geschieht von diesem Punkt aus. Im Grunde bleibt es aber auch in Whitfields Darstellung bei einem Nebeneinander der Geschichten von Taxonomie, Physiologie, Geologie, Paläontologie, Chemie, Physik und Astronomie – vielleicht deshalb, weil es während den ersten Jahrhunderten der modernen Wissenschaften wirklich keine gemeinsame epistemologische Basis dieser Wissensbezirke gegeben hat.

Für den Historiker gehört es zu den Nachteilen einer Naturwissenschaftsgeschichte, die aus der Perspektive der heutigen Naturwissenschaften selbst konzipiert ist, dass die Grundregel historischer Arbeit, die jeweiligen Leistungen aus den zeitgegebenen Vorstellungen heraus zu verstehen, tendenziell vernachlässigt wird zugunsten einer Suche nach dem Noch-nicht und dem bereits Erkannten, Zukunfts-trächtigen. Denn die Geschichtswissenschaft selbst hat einen Beitrag zur aktuellen Wissenschaftlichkeit geleistet, die sich gegen die einfache Sinnstiftung sträubt. Die Geschichte der Naturwissenschaften sollte nicht hinter diese verwissenschaftlichte Historie zurückgehen. So scheint trotz allem Interesse, das der Autor im einzelnen aufbringt, die Bedeutung der islamischen Wissenschaft nur in deren Funktion als Zwischenglied («vital historical role as a bridge», S. 66) zwischen Antike und früher westlicher Wissenschaft zu bestehen, sie wird somit unter dem Aspekt eines heterogenen Zwecks gewürdigt.

Nicht nur diese Historisierung kommt zu kurz, auch ihr Gegenstück, die Kontextualisierung, erfolgt wenig konsequent. Der Hinweis ist wichtig, dass nicht einfach die Gesellschaft die Wissenschaft formt und somit letztere aus ersterer irgendwie «er-

klärbar» wäre; wichtig ist auch die Einsicht, dass die Wissenschaft, vermittelt durch Technik, die Gesellschaft formt. Whitfields Bericht bevorzugt eindeutig eine Vorstellung wissenschaftsgeschichtlicher Entwicklung, die sich weitgehend aus der Wissenschaft selbst ergeben soll, eine Voraussetzung, die für die Geschichte der neuzeitlichen Wissenschaften zweifellos einen guten Ausgangspunkt abgibt, die aber wie jede Arbeitshypothese öfters in Frage gestellt werden könnte. Entsprechende Ansätze sind vorhanden, so wird die Vorgeschichte der Wissenschaftsrevolution im 15. Jahrhundert mit «social and technical changes» in Verbindung gebracht (S. 90f.), und es wird auf die Bedeutung der praktischen Herausforderungen verwiesen, vor die die Seefahrt und die Entdeckungen um 1500 die Wissenschaften stellten (S. 159). Auch wenn die Klage unberechtigt ist, dass die Wissenschaftsgeschichte hier nicht nach dem Strickmuster Kuhnscher oder postmoderner Ideen gearbeitet ist, so fragt man sich doch, ob es zulässig ist, diese Ansätze einfach zu ignorieren. Das Statement, das durch Schweigen und Übergehen ausgedrückt wird, ist jedoch klar.

Schliesslich sollte man sich in Erinnerung rufen, dass gerade die Behandlung sogenannter «Anfänge» schwierig ist und dass diese Anfänge, weil sie so unklar sind und so weit vor der Geschichte, die uns interessiert, liegen, wenig zur Erklärung beitragen. Das Kapitel über die Ur- und Frühgeschichte gehört dementsprechend nicht zu den eindrücklichsten Teilen des Buches.

Christian Simon, Philadelphia/Basel

Wiesemann, Claudia: **Die heimliche Krankheit. Eine Geschichte des Suchtbegriffs.** Stuttgart-Bad Cannstatt, Frommann-Holzboog, 2000. 218 S. (Medizin und Philosophie, 4). DM 58.–; SFr. 53.–. ISBN 3-7728-2000-X. (Zugl. Habilschr. Univ. Erlangen-Nürnberg).

In einer Zeit, in der die Probleme um Drogenwirkungen und Sucht zum Tummelplatz von Politikern, Sozialarbeitern und Medienleuten geworden sind, ist jeder seriöse wissenschaftliche Beitrag willkommen, insbesondere wenn er, wie im vorliegenden Fall, erhellend und klärend wirkt. Wiesemanns Ziel ist eine Darstellung der Entstehung des modernen Suchtbegriffs im Deutschland des ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhunderts am Beispiel der Diskussion um Opium und Alkohol. Die Ausführungen der Autorin schreiten vom Stand der Forschung in der Suchtgeschichte über die veränderte Wahrnehmung von Sucht um 1800 zur Präzisierung des modernen Suchtbegriffs und zu den Unterschieden zwischen spezifischer und unspezifischer Verursachung von Krankheit. Dies findet seine Fortsetzung in den wissenschaftstheoretischen Problemen um 1800 als Grundlage des heutigen Verständnisses von Krankheiten und den Wirkungsweisen von Opium und Alkohol. Den Schluss bilden die Auswirkungen auf das Verständnis von Abhängigkeit und Sucht. Diese gebrochene Sequenz zeigt, dass sowohl historische Ereignisse und ihre Interpretationen als auch aktuelle medizintheoretische Fragestellungen herangezogen werden, also bewusst auf eine Trennung von Geschichte, Medizintheorie und moderner Forschung verzichtet wird.

Während das 18. Jahrhundert bloss zwischen Heilmittel und Gift unterschied, prägte Hufeland um 1820 die Begriffe Trunksucht und Opiumsucht und damit eigentlich den Krankheitsbegriff Sucht. Auslöser dieser neuen Wahrnehmung und Schlüssel zum Verständnis des Suchtbegriffs war nach Wiesemann der Brownianis-

mus mit seiner relativierten Auffassung von Gesundheit als einem labilen Gleichgewicht zwischen Sthenie und Asthenie. Auf diesem Hintergrund erscheint physiologische Normalität als Ergebnis unablässiger Anpassungs- und Gewöhnungsprozesse an eine Vielzahl von Reizen, was zur Frage führt, wann sinnvolle Anpassung endet und krankhafte Abhängigkeit beginnt oder wie sich subjektives Wohlbefinden und objektive Krankheit unterscheiden. Obschon das Konzept der Spezifität in der Ätiologie heute dominant ist, könnte nach der Autorin die Unspezifität der Krankheit nach Brown ein besseres Erklärungsmodell für die Entstehung von Sucht abgeben, denn alle spezifischen Konzepte von der Genetik bis zur Rezeptortheorie haben bis heute nicht zu einer Erklärung von Sucht geführt, und auf das Konzept der Unspezifität, z.B. bei der Stressreaktion nach Selye, möchte man nicht mehr verzichten.

Wiesemann löst das Dilemma mit dem Suchtbegriff nicht, aber sie schärft unsere Einsicht, nicht zuletzt durch ihren medizinhistorischen Ansatz, den sie immer wieder mit unseren heutigen Kenntnissen und Unkenntnissen in Verbindung bringt. Beim lobenswerten Wechsel von Ausgangspunkten sind allerdings Wiederholungen und eine gewisse Heterogenität im Aufbau des Buchs wohl unvermeidlich. Erwähnenswert ist die Dokumentation durch relevante Literatur des 18. bis 20. Jahrhunderts sowie ein nützliches Personen- und Sachregister.

Marcel H. Bickel, Bern

Wyss-Wanner, Maja: **Ein Leben für Kinder. Leben und Werk von Marie Meierhofer, 1909–1998.** Dietikon, Juris, 2000. 343 S. Ill., Portr. (Zürcher medizingeschichtliche Abhandlungen, 286; zugl. Diss. Phil. Univ. Zürich, 1999/2000). SFr. 85.–. ISBN 3-260-05442-1.

Wie entwickeln sich Kinder zu tatkräftigen und sozial kompetenten Menschen? Wie können benachteiligte, besonders emotional deprivierte oder traumatisierte Kinder unterstützt werden, damit sie diese Ziele erreichen? Solche Fragen haben die Kinderärztin und Kinderpsychiaterin Marie Meierhofer zeit ihres Lebens beschäftigt. Sie waren ihr Motivation für ihre Forschungsarbeiten, ebenso wie für ihre psychotherapeutische Arbeit und ihr soziales Engagement.

Lebenswerk und Lebensweg der Dr. med. und Dr. h.c. Marie Meierhofer illustrieren die persönliche und berufliche Biographie einer Frau des 20. Jahrhunderts:

1. Aus wohlhabendem Hause stammend, hat Marie Meierhofer Zugang zu einer akademischen Ausbildung. Ebenso prägend wie ihr sozialer Hintergrund sind wiederholte plötzliche Verluste von ihr nahe stehenden Menschen. Frau Meierhofer gründet keine traditionelle Familie, wird aber Adoptivmutter eines kranken Kindes.

2. In ihrem beruflichen Engagement leistet Marie Meierhofer Pionierarbeit an der Nahtstelle von Pädiatrie, Psychologie und Sozialpsychologie und gründet ein heute nach ihr benanntes Institut für Psychohygiene im Kindesalter. Als Zeit- und Weggefährtin von René Spitz und John Bolwby setzt sie ihre eigenen unverkennbaren Akzente im sich verändernden Verständnis von Kindheit und Entwicklung.

3. Als Mitbegründerin des Pestalozzidorfes setzt Frau Meierhofer ihre Überzeugungen und ihr Fachwissen auch in sozialpolitisches Handeln um.

Von wissenschaftshistorischem Interesse ist die Darstellung einer für die 70er und 80er Jahre des letzten Jahrhunderts typischen Kontroverse, in die Marie Meierhofer verwickelt war. Leider verpasst es die Autorin des Buches, diese Debatte auch tatsäch-

lich aus einer geschichtlichen Perspektive aufzuarbeiten. Es geht um den Diskurs um Anlage und Umwelt, der bekanntlich zeitweise sehr dialektisch und wenig dialogisch geführt worden ist. Anhand einer Nachuntersuchung von ehemaligen Heimkindern durch Frau Meierhofer sind Bedeutung und Gewichtung von angeborenen Merkmalen und frühen Lebensbedingungen für die weitere Entwicklung eines Kindes sowie forschungsmethodische Fragen heftig debattiert worden. Heute erfahren wir laufend von wissenschaftlichen Erkenntnissen, welche eindrücklich belegen, dass sich konstitutionelle Merkmale nicht im luftleeren Raum, sondern in engster Interaktion mit Umweltbedingungen und Erfahrungen entfalten. Zum besseren Verständnis dieses komplexen Zusammenspiels hat auch Marie Meierhofer beigetragen, indem sie konsequent auf die Bedeutung der kindlichen Beziehungswelt im Hinblick auf die Plastizität *und* die Beschränkungen menschlicher Entwicklung aufmerksam gemacht hat.

Unermüdlich hat sich Marie Meierhofer dafür eingesetzt, dass Erkenntnisse aus eigener und fremder Tätigkeit wahrgenommen und im Alltag von Kindern berücksichtigt werden. Ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse und ihre praktischen Erfahrungen haben europaweit zu Veränderungen in der Betreuung von Säuglingen und Kleinkindern sowohl in der Familie als auch in Heimen geführt.

Die als Dissertation entstandene Biographie enthält eine Fülle von Details, die sie zu einem faszinierenden zeitgeschichtlichen Mosaik, leider aber manchmal auch etwas zäh lesbar machen. Trotzdem: das vorliegende Buch ist aus unterschiedlichen geschichtlichen Perspektiven für das 20. Jahrhundert aufschlussreich und bietet für die aktuelle interdisziplinäre Arbeit im Kleinkindbereich viele Anregungen und Denkanstöße.

Heidi Simoni, Zürich